

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

38.

Donnerstag, am 17. September 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Thaljunker.

Historische Novelle von Ludwig Köhler.

(Schluß.)

Drei Reiter trieben eines Tages ihre müden Rosse durch eines der Alpenthäler, die von Norwegen herüber in das Dalarnerland führen. Der eine derselben war ein ältlicher Herr, mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem Degen an der Seite; neben ihm ritt eine jugendliche Frauengestalt, deren blasser Schönheit die frische Gebirgsluft mit durchsichtigen Rosen angehaucht; ein dunkles Amazonenkleid umschloß die feine, schlanke Gestalt, die schwarzen Locken waren von einem federgeschmückten Barett überschattet, von dem ein schneeweißer Schleier wie ein duftgewebtes Gewölk weit über die Schultern herniederfloß. Der dritte Reiter war offenbar der Diener des alten Herrn, denn er folgte den Herrschaften in bescheidener Entfernung, und sein Haupt entbehrte des

ritterlichen Kopfschmuckes, wie seine Hüfte des Degens, dessen Stelle ein kurzes breites Jagdmesser vertrat.

„Nun, Sophia,“ sagte der ältliche Herr, „wir haben die Grenze unsres gelobten Landes überschritten. Schlägt Dein Herz nicht höher in Hoffnung der Dinge, die Dich erwarten?“

„Ach, Oheim,“ antwortete Sophia. „Mir ist so bange. Wie wird der Mann aussehen, den Ihr der armen, willenlosen Sophia bestimmt habt?“

„Den Dir der König bestimmt hat,“ berichtete Jener. „Es soll ein schöner Mann sein, dieser Niels Sture.“

„Glaubt Ihr an ihn?“ fragte Sophia seufzend.

„Der König will ihn für Niels Sture gehalten wissen,“ entgegnete der Oheim, „und es ziemt uns nicht, daran zu zweifeln.“

Sophia wagte keine Einwendung mehr und ritt an des Oheims Seite schweigend fürbaß.

Am Nachmittage des folgenden Tages hielten die drei Reiter vor Knut Erichson's Gehöfte. Der Diener klopfte an die Pforte und fragte den her-

austrretenden Knut, wo seine Herrschaft wohl den Herrn Niels Sture finden könne?

„Deine Herrschaft ist schon am rechten Plage,“ antwortete Knut. „Mein armes Haus ist so glücklich, Herrn Niels beherbergen zu dürfen, und wollt Ihr Platz nehmen unter meinem Dache, so könnt Ihr den Gesuchten erwarten, der ausgegangen ist, ich kann nicht sagen, wohin.“

Der Diener brachte den Bescheid zurück, und der alte Herr entschloß sich, das Anerbieten des Bauern zu benutzen. Er stieg mit Hülfe des Dieners vom Rosse, und reichte dann der Nichte die Hand, um sie beim Absteigen zu unterstützen. „Können unsre Rosse, die müde und hungrig sind, unter Eurem Dache Rast finden, guter Mann,“ sprach er in schwedischer Sprache, doch mit fremdem Anklang zu Knut, „so nehmen wir Euer freundliches Erbieten an und erwarten den Gesuchten, Ersuchten, um dessen willen wir eine weite Fahrt unternommen.“

„Du und die Deinen sind willkommen!“ versetzte Knut. „Für Deine Rosse soll gesorgt werden. Tritt ein!“

Der alte Herr und Sophia befolgten die gastfreie Einladung, während der Diener bei den Pferden zurückblieb und sich um ihre Verpflegung bekümmerte. Die Fremden traten in die schlichte Stube des Bauers, wo Else sie nach der Sitte des Landes mit herzlichem Handschlag begrüßte. Als Sophia's feine Hand in ihrer Rechten ruhte und sie der stolzen fremden Dame in das blasse, edelschöne Antlitz sah, zuckte ihr Herz zusammen, als sei ihr plötzlich ein Weh wiederfahren; sie erröthete und schlug den Blick verwirrt zu Boden, und willkommen war ihr des Vaters Wink, den Gästen aufzutragen, was das Haus vermöge. Bald war der Tisch vor den Fremden gedeckt und diese ließen der derben Hausmannskost alle Ehre wiederfahren.

Knut, so neugierig er auch war, hatte doch das Gastrecht zu sehr im Auge, um eine zudringliche Frage zu wagen; indessen kam der fremde Herr seiner Neugierde selbst entgegen, indem er das Gespräch auf den Erwarteten lenkte. Knut wurde nun aufgeräumt und redselig; er erzählte Alles mit behaglicher Ausführlichkeit, was er von seinem Gaste wußte und befriedigte willfährig alle

Zwischenfragen des fremden Herrn. Sophia hörte aufmerksam dem Gespräche der Männer zu und ein schwacher Seufzer entfloß zuweilen ihren Lippen.

So waren Stunden vergangen, als der Thaljunker endlich eintrat. Verwundert staunte er die Fremden an und der Gedanke, sie möchten ihm Uebles bringen, machte ihn auf einen Augenblick erzittern. Seine Furcht schwand jedoch, als er Knut sagen hörte: „Dies ist Herr Niels!“ und der alte Herr höflich aufstand, um den Erwarteten förmlich und ehrfurchtsvoll zu begrüßen. „Hätte unser freundlicher Wirth,“ fügte er hinzu, „uns nicht die Stunden verkürzt, indem er uns von Euch unterhielt, so wären wir fürwahr verzweifelt, nach langer Fahrt nun endlich am Ziel doch Eures Anblicks noch entbehren zu müssen.“

„Um meinetwillen seid Ihr gekommen?“ fragte Jöns verlegen.

„Um Euretwillen haben wir das Meer durchschiffet und Norwegen durchwandert,“ versetzte Zener. „Aber es ist kleine Mühe gegen das Glück, nun endlich das Ziel erreicht zu haben. Mein Name ist Torben Crusenstern, Kammerherr Seiner Majestät des Königs Frederic des Ersten von Dänemark, und dies ist meine Nichte Sophia Crusenstern, die, um die grünen Thäler Dalarnes zu sehen, den Oheim auf seiner Fahrt begleitete.“

Jöns wandte bei diesen Worten sein blickendes Auge auf Sophia und ließ es, wie es schien, mit Wohlgefallen lange auf ihr ruhen. Sophia senkte den Blick scheu und verlegen. Sie mußte sich gestehen, der Thaljunker war ein schöner Mann, und doch beängstigte sie sein keckes, natürliches Wesen, das keine Spur von der feinen Hofsitte trug, die sie gewohnt war. Else belauschte verstoßen des Geliebten ausdrucksvollen Blick und ihr Herz schlug immer banger und banger.

„Beliebt es Euch,“ fuhr Crusenstern fort, „mir Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich mich meiner Sendung an Euch entledigen darf —“

„Meine Geheimnisse darf mein wackrer Gastfreund hier wissen,“ antwortete Jöns, auf Knut deutend; „tragt Ihr aber Bedenken, so mögt Ihr mir nach meinem Gemache folgen.“

„Der wackere Mann,“ entgegnete Crusenstern mit Bezug auf Knut Crichson, „wird mir nicht mißdeuten, was mir die Pflicht gebietet. Die

Sendung ward mir an Euch aufgetragen; hab' ich mich ihrer entledigt, so steht es in Eurem Willen, damit zu schalten, wie Ihr wollt. Deshalb bitt' ich —"

„Ich bin bereit. Und Eure Nichte?"

„Sie wird unsre Rückkehr erwarten. Nicht so, Sophia?"

Sophia nickte mit dem Kopfe. Jöns schritt nach kurzer, etwas linkscher Verbeugung gegen sie voran, und lud den Kammerherrn ein, ihm zu folgen. Als sich die Thür von Jöns Gemach hinter ihnen schloß und Beide auf den bereitstehenden hölzernen Schemeln Platz genommen, begann Crusenstern: „Mich sendet die königliche Majestät selbst an Euch, wie Ihr vermuthet haben werdet."

„Was will der König von Dänemark von mir?" fragte Jöns verwundert.

„Nicht wie König Gustav," antwortete der Gesandte, „der undankbar die Dienste vergißt, die Euer berühmter Vater dem Vaterlande geleistet, erkennt er, auch im Feinde — denn Euer Vater war leider Dänemarks Feind — das Recht ehrend, Eure wohlbegründeten Ansprüche auf Namen und Erbe des in Gott ruhenden Herrn Sten Svantesen Sture bereitwillig an, läßt Euch dies mit der Versicherung Seiner königlichen Huld offenbaren und verheißt Euch seine thätige Hülfe und Unterstützung, solltet Ihr deren zur Geltendmachung Eurer Rechte irgendwie bedürfen."

„Was kann Seine Majestät bewegen, so rege Theilnahme meinem Schicksale zuzuwenden?" versetzte der Thalsunker.

„Das lebendigste Rechtsgefühl, das der Brust unseres allverehrten Königs in seltenem Grade innewohnt," entgegnete Crusenstern. „Kann es eine heiligere, schönere Königspflicht geben, als das gekränkte, unterdrückte Recht zu schützen, aufrecht zu erhalten?"

„Spielt doch nicht mit mir!" sagte Jöns lächelnd. „Soll ich Euch sagen, was der wahre Zweck Eurer Sendung ist? Dänemark kann die Verle nicht vergessen, die mit dem Schwedenlande seiner Krone entfallen. Sie wiederzugewinnen ward Ihr entsandt und der arme Niels Sture soll Euch dazu helfen."

Crusenstern war verlegen. „In Wahrheit ist

es der heiße Wunsch König Friedrichs," sagte er dann, „den dänischen Namen von Schwedens wackeren Bewohnern nicht mehr gehaßt zu sehen. Er mißbilligt aufrichtig die allzugroße Härte, mit welcher sein erlauchter Neffe und Vorfahr, weiland König Christiern, die treue Anhänglichkeit der Schweden an Dänemarks Krone verscherzt und wünscht diese seine aufrichtige Gesinnung zu be-thätigen. Dies ist der zweite Grund, warum er Euch, dem von den treuen Schweden geliebten Sohn eines geliebten Mannes, die hülfreiche Hand bietet, und er rechnet insofern auf eine Erkenntlichkeit von Eurer Seite, indem er hofft, daß durch Euch der Makel, der in Schweden am dänischen Namen klebt, ausgelöscht werde."

„Dies wird ein schwer Ding sein!" meinte Jöns. „Ich kenne keinen Schweden, der Dänemark nicht aus voller Seele haßte, und ich müßte Wunder wirken können, gelänge es mir, diesen Haß in Liebe umzuwandeln. Und wenn es mir gelänge, was bietet Ihr mir dafür?"

„König Frederics Anerkennung, Unterstützung an Geld und Truppen, wenn Ihr deren bedürft," entgegnete Crusenstern. „Schließt den Bund mit uns, und ein Heer übersteigt die Berge Norweges und führt Euch siegreich in Stockholms Thore ein."

„Wahrlich, ich würde verlassen stehn, spräch' ich zu den Thalmännern von Dänemarks Hülfe!" sagte Jöns.

„Eurer Weisheit bleibt billig überlassen, wie Ihr die Gemüther darauf vorbereiten wollt!" antwortete Jener. „Zuvörderst, meint Seine Majestät, sei es wohlgethan, durch eine standesmäßige Vermählung Euch in die Reihe des hohen Adels zu stellen, dem Ihr angehört."

„Vermählung, ehe mein Recht anerkannt ist?"

„Was thut die Anerkennung zur Sache? Keine dänische Jungfrau, und wäre sie dem höchsten Adel entsprossen, würde zögern, ihre Hand in die Eure zu legen, und so vor aller Welt zu bezeugen, daß sie Eure Geburt, Eure Ansprüche als vollgültig anerkennt. Ganz Dänemark spricht mit Theilnahme von Euch; alle dänischen Frauen erzählen sich von Eurer Ritterlichkeit und werden meine Nichte beneiden um das Glück, Euch von Angesicht gesehen zu haben."

„Hat mir König Friedrich, mein großmüthiger Beschützer, nicht auch in dieser Beziehung Vorschläge zu machen?“ fragte Jöns, dem plötzlich ein Licht aufzudämmern schien, lächelnd. „Ich les' es auf Eurer Stirne, daß Ihr noch einen Antrag im Hintergrunde habt.“

„Und wenn Seine Majestät auch Winke und Andeutungen hätten fallen lassen,“ versetzte Crusenstern, „so würde doch mein Zartgefühl nicht wagen, irgendwie die Neigung Eures Herzens leiten zu wollen.“

Jöns lächelte still in sich hinein. Else's Bild begann in seinem Herzen zu erblaffen und die schöne, stolze Sophia Crusenstern bestieg den darin aufgerichteten Liebesthron. „Gedenkt Ihr noch lange in Dalarne zu weilen?“ fragte er nach einer Pause.

„So lange bis ich meinem Könige einen sicheren Bescheid überbringen kann,“ antwortete der Däne.

„Und Eure Nichte?“ fuhr Jöns fort.

„Sie wird mich nicht verlassen,“ entgegnete Crusenstern, „und wird keine Ungeduld fühlen, nach Dänenland zurückzukehren. Sie liebt Schweden und seine biedern Bewohner mit einer Begeisterung, die an Schwärmerie grenzt, und nimmer vergess' ich das strahlende Feuer, das in ihren Augen aufleuchtete, als sie zum ersten Male die grünen Thäler Dalarne's, die Heimath der Märchenwunder ihrer Träume, erblickte. Ach, Oheim, rief sie entzückt aus, welch Glück, in einem dieser Thäler zu wohnen, in einer Hütte, die zwei Herzen und eine ganze Seligkeit umschließt. Wie freu' ich mich, diese Thäler und Berge zu durchwandern!“

„Gestattet Ihr mir, Euer Führer auf Euren Wanderungen zu sein?“ versetzte Jöns. „Seit Jahren hau' ich in Dalarne und jeder Felsstein, jeder Strauch und Baum ist mir bekannt!“

„Wie könnten wir uns einen bessern Führer wünschen?“ gegenredete Crusenstern freudig; „wir nehmen Euer freundliches Erbieten dankbar an, und Niemand wird sich dessen mehr freuen, als Sophia.“ —

Und siehe, kaum waren zwei Wochen vergangen, da legte Vater Albertus die Hand der edlen Jungfrau Sophia Crusenstern feierlich in die Rechte

des Herrn Niels Sture. Jöns hatte alle seine Schwüre, hatte Else's Liebe und ihren Schmerz vergessen, und durch den Stolz, eines edlen Fräuleins Gemahl zu heißen, zur Verletzung seiner heiligsten sich auferlegten Pflicht sich verführen lassen. Die Braut war bleich und ihre Hand zitterte in der des Gemahls; ihr Kuß war frostig, ihre Umarmung scheu; aber Jöns gewahrte in seinem Rausche dies Alles nicht, und bedachte selbst nicht, wie er durch diesen Schritt mit dem Erbfeind des Landes, wenn auch nur um eine Stufe in der Liebe der Thalmänner, auf deren Unterstützung doch seine ganze Unternehmung wurzelte, sinken mußte.

Der Erste, dessen volle Neigung der Thäljunker verlor, war sein ehemaliger Dienstherr, Knut Erickson, der es nicht verwinden konnte, daß er mit einem Dänen so vertrauten Umgang pflegte. „Sein Vater starb im gerechten Kampfe gegen die Dänen,“ sprach er; „fürchtet er nicht, den Geist des edlen Eten zu erzürnen? Waren wir nicht Alle bereit, Gut und Blut für sein Recht zu wagen? Warum bedurft' er fremder Hülfe?“

Noch bedenklicher schüttelte er den Kopf, als er Jöns Vermählung vernahm, und sein Abschied war ziemlich frostig, als der Thäljunker in Folge dieser Vermählung sein Gehöft verließ und mit Crusenstern's Gelde sich einen eigenen Heerd gründete. Else barg sich weinend in ihre Kammer; ihr Herz drohte zu brechen bei dieser unerhörten Falschheit des Geliebten, und doch fluchte sie dem Verräther nicht und verschloß ihren Gram in ihre tiefste Brust, damit der Vater nicht versucht werde, die geliebte Tochter an dem Falschen zu rächen. Jöns hatte wie ein Verbrecher gezittert, der armen Betrogenen wieder zu begegnen; er fühlte sich entlastet, da seine scheuen Blicke sie nicht fanden, und kürzte den Scheidegruß ab, um nur bald den Raum verlassen zu können, wo der Gedanke an empfangene und schlecht belohnte Wohlthaten ihn zu Boden drückte. —

König Gustav, der fruchtlosen Verhandlungen endlich müde, gab den noch immer unthätig an den Grenzen stehenden Truppen Befehl, nun in Dalarne einzurücken, aber gegen die bethörten Thalmänner mit der möglichsten Schonung zu verfahren, bis sie selbst die Strenge herausfordern

würden. Ein Herold ging voraus, der mit Trompetenschall verkündigte, nicht der braven Bauernschaft von Dalarne gälten König Gustav's Waffen, sondern dem Betrüger allein, der einen in der Geschichte Schwedens hochberühmten Namen verunehre und Schmach auf die wackern Thalmänner zu laden bemüht sei. Nicht sowohl Jöns, als vielmehr die fanatisirende Geistlichkeit war aber zu thätig gewesen, als daß Gustav's Mäßigung hätte gute Früchte tragen sollen. Der Widerstand der Dalekarlier galt nicht mehr allein dem vorgeblichen Rechte des falschen Niels Sture, sondern auch, und großen Theils, der gefährdeten Religion und der bedrohten Sitte der Väter. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, entschlossen, dem Feinde jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, und schon kam es hier und da zu hitzigen Wortgefechten, von diesen zum Handgemenge, das mit dem Gebrauche der Waffen von beiden Seiten endigte. Das erste Blut floß, und nicht lange, so war ganz Dalarne im offenen Aufstand. Jöns führte, unter Crusenstern's Leitung, ihn an. Im vollen Waffenschmuck, auf einem starken Rosse hatte er in der That ein edles, kriegerisches Ansehen, und mit den übrigen edlen Eigenschaften schien nicht auch der Muth in seiner Brust erstorben. Er selbst traf mit dem Feinde mehrmals zusammen, und seine ungestüme, wilde Tapferkeit trug meist den Sieg davon. Vielleicht suchte er auch durch den Waffenlärm sein mahnendes Gewissen zu übertäuben. Der Aufstand ward immer bedrohlicher, und der königliche Heerführer, der nicht wagen durfte, in das Innere des Landes einzubringen, wo in jedem Thal, in jedem Hohlweg der Tod auf ihn lauern konnte, mußte um Verstärkung an Truppen nachsuchen.

Die erbetene Verstärkung traf ein, zugleich aber auch ein königlicher Commissär, der das letzte Mittel versuchen sollte, um den Betrüger zu entlarven, die Auführer zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Er ließ einen Waffenstillstand verkündigen und alle Bewohner Dalarne's und den angeblichen Niels Sture selbst zu einer allgemeinen Versammlung einladen, zu welcher er sich selbst freies Geleit bedingte. Die Thalmänner nahmen diesen Antrag an und auch Jöns sah der Ver-

sammlung, durch die Unterweisungen Peter Gröm's ermuthigt, furchtlos entgegen.

Es war ein großartig majestätischer Anblick, diese Volksversammlung, zu welcher aus den fernsten Thälern Dalarne's die bewaffneten, hochwüchsigigen Thalmänner zogen. In musterhafter Ordnung zogen sie heran, und mit eben so würdigem Ernst erwarteten sie die Dinge, die kommen sollten. Jöns begrüßte sie Alle mit Freudigkeit und Herzlichkeit, sprach zu ihnen von seinem Recht, daß er mit ihrer Hülfe gegen alle Feinde der Welt zu vertheidigen bereit sei, daß er aber auch willig aufgeben wolle, um in seine Niedrigkeit zurückzukehren, wenn es ihnen wohlgeihan dünke, ihre Sache von der seinigen zu trennen. Die Antworten klangen befriedigend, man versprach, sein Recht bis auf den Tod zu schützen. Endlich verkündete Trompetengeschmetter die Ankunft des königlichen Commissärs; ein Herold ging ihm voraus; er selbst war im vollen Schmuck seiner Würde und ohne weitere Begleitung als seinen Pagen, der ein versiegeltes Schreiben trug. Als er der Versammlung ganz nahe gekommen war, trat Jöns keck vor und rief schmerzlich: „Auch Ihr, Herr Erich Cronström, meines Vaters alter Freund, habt Euch also von der Gewalt bestechen lassen, gegen mich zu zeugen? Das ist bitter!“

Ueberrascht sah der Commissär dem Sprecher in's Gesicht und seine Betroffenheit versagte ihm das Wort. Der Thaljunke hatte schon gesiegt. Endlich gefaßt aber sprach Cronström: „Ich kenne diesen Menschen nicht, und was er sagt, ist Lug und Trug!“

„Wohlan, verläugnet mich nur!“ fuhr Jöns fort. „Ich erwartete ja nichts Anderes, und bin bereit, den Kampf gegen Euch zu führen. Warum aber müßt Ihr es sein, der mir so feindlich gesinnt?“

„Hört, wackere Männer!“ erhob Cronström, ohne dem Thaljunke mehr zu antworten, gegen das Volk gewendet, seine Stimme. „Im Namen Seiner Majestät, des Königs Gustav, den Gott erhalten möge, bin ich gekommen, um die Klust auszufüllen, die ein arglistiger Betrüger zwischen Euch und dem König gerissen. Dankbar eingedenk der großen Dienste, die Ihr ihm und dem

Vaterlande geleistet, blutet sein Herz, daß er Euch in einem Wahn befangen sieht, dem Ihr Ehre, Gut, Blut und Leben aufzuopfern im Begriff steht. Vertrauend auf den gesunden Sinn der Thalmänner, der fähig ist, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, zögerte seine Langmuth lange, mit Ernst zu schlichten, wo es dem freundlich mahnenden und warnenden Worte nicht gelang; mit Schmerz aber sah er, daß Ihr all seine Milde mißachtetet, und um nicht vor dem Auslande die Rolle des Schwächlings zu spielen, hat er sich genöthigt gesehen, mit den Waffen in der Hand gegen den Betrüger auszugehen, der die besten Männer des Königreichs pflichtvergessen gemacht. Aber noch immer ist sein Herz williger zu warnen, als zu strafen, und da er überzeugt ist, daß Ihr wieder treue Schweden sein werdet, wenn Ihr eingesehen habt, wie schändlich man Euch betrogen, wie man mit Eurer Ergebenheit für einen edlen Dahingeshiedenen spielt, um Euch und das Königreich dem stets lauerten Feind in die Hände zu liefern, so hat Seine Majestät es unternommen, den Betrüger in seiner Blöße vor Euch hinzustellen, und die edle Wittwe des seligen Reichsverwesers, Frau Ebba Sture selbst hat dazu, in gerechter Entrüstung, daß ein Betrüger ihren Namen brandmarkt, die Hand geboten. Höret an, wie sie durch diesen Brief zu Euch spricht!

Eine Todtenstille herrschte in der großen Versammlung, als Cronström aus der Hand des Pagen das versiegelte Schreiben nahm und es erbrach; Aller Augen waren nur auf ihn gerichtet. Jöns selbst stand anscheinend ruhig, aber in seiner Brust arbeitete es gewaltig, denn er fühlte, daß sich heute sein Schicksal entscheiden müsse. Cronström las: „Edle Schweden, wackere Dalekarlen! Zu meiner Betrübniß habe ich vernehmen müssen, daß Ihr die Waffen ergriffen habt, um damit gegen Euren König für die vorgeblichen Rechte meines vorgeblichen Sohnes zu streiten. So dankbar ich nun auch die Liebe zu schätzen weiß, die Ihr dadurch gegen den unvergesslichen Namen Sture an den Tag legt, so fühl' ich doch tiefen Schmerz, daß diese Eure Liebe Euch zu einem Verbrechen verleiten konnte, um so mehr, da ein heillosen Betrüger, Eure An-

hänglichkeit für das Haus Sture mißbrauchend, Euch verblendet hat, Gott mag wissen, zu welchen Zwecken. Wisset, daß Gott der Allmächtige meinen Sohn Niels in seinem vierzehnten Jahre zu sich gerufen hat und daß seine geliebten Ueberreste in der Gruft seiner Väter ruhen, wie Ihr Euch mit eigenen Augen überzeugen möget. O, theure Schweden, laffet ab von dem Beginnen, auf den reinen Namen unsres schönen Vaterlandes die Schmach eines Bürgerkriegs zu laden, ziehet Eure Hand von dem Betrüger, dem ich die Schande, die er meines Gemahls und Sohnes unbeflecktem Namen angethan, herzlich gerne aus christlicher Liebe vergebe, der aber dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit nicht entriunen wird, wie er der ewigen verfallen. Bei dem seligen Geiste Eures treuen Freundes, Sten Sture, flehe ich Euch an, machet mir die Freude, Euch aus der unseligen Verblendung gerissen zu haben. Seid wieder treue Schweden und nicht mehr Aufrührer und Beschützer eines Betrügers!“

Der Brief war zu Ende und Cronström sah mit Freude die Wirkung desselben. Alle Blicke waren zweifelnd und ohne vollgültige Vertheidigung gegen die furchtbare Anklage auf Jöns gerichtet, der, das Antlitz mit den Händen verhüllt, da stand und seinem Schmerz fast zu erliegen schien. Als Alles schwieg, ließ er die Hände sinken und über seine Wangen rollten zwei Thränen. „Seid Ihr zu Ende, Herr Grich Cronström?“ fragte er gefaßt.

„Wag' es, die edle Wittib Herrn Sten Sture's Lüge zu strafen!“ entgegnete der Commissär.

„Meine Feinde wissen fürwahr scharfe Dolche zu schmieden!“ sprach Jöns laut und vernehmlich. „Wo all' ihre List an dem treuen Muthen eines braven Volkes scheitert, da spielen sie mit dem Mutterherzen, daß es den Sohn, der unter ihm geruht, verleugnen muß. Ich kann es nicht sagen, wie tiefes Weh mich durchschneidet, als ich die Worte vernahm, mit denen die Mutter den Sohn zu verderben strebt, an dessen Dasein sie doch glaubt, glauben muß, wenn auch die Liebe schweigen sollte, die uns mit heiligen Banden aneinander knüpft. Wüßt' ich, daß aus eignem freien Antriebe jene Worte ihrem Herzen entfloßen, wahrlich, ich legte willig Namen und Rang

nieder und thäte nichts mehr, als um die verlorne Liebe meiner Mutter weinen. Aber was sag' ich? Niemals hat Ebba Sture diesen Brief geschrieben, niemals hat sie gegen den geliebten Sohn ihres Herzens gezeugt, niemals wird sie's thun, dessen bin ich überzeugt, so wahr der blaue Himmel über uns! Die Arglist meiner Feinde hat dies elende Werkzeug, mich zu verderben, geschmiedet und schändete den Namen einer edlen Frau zu ihren Zwecken mißbraucht. Ebba Sture ist nicht frei, sie würde sonst längst gekommen, mich an ihr mütterlich Herz zu schließen und also für mich zu zeugen! Hinweg mit Eurer frechen Lüge! Erschließt den Sarg, auf dem Niels Sture's Name steht, und Ihr werdet ihn leer finden, wenn Eure Arglist nicht auch die Ruhestätte der Todten durch Unterschleif entweiht hat!"

Gronström zitterte vor Entrüstung bei dieser maachlosen Keckheit. „Wagst Du, Bube,“ rief er mit bebenden Lippen, „Siegel und Unterschrift dieses Briefes falsch, den König von Schweden selbst einen Betrüger zu schelten, so will ich dennoch nicht von dannen gehn, bis ich Dich in der ganzen Blöße Deiner Verworfenheit dargestellt, bis Dein Schweigen vor diesen Männern Dich zum Lügner stempelt, bis Du knieend um Gnade flehst! Antworte mir auf die Fragen, die ein Sohn des Hauses Sture beantworten können muß!“

Die Erwartung der Dalekarlier war auf's Höchste gesteigert; ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den Kampf gerichtet, der sich vor ihren Augen vorbereitete. Jöns mußte seinen ganzen Muth, seine ganze Keckheit zusammenfassen, um nicht zu verzagen. Eine einzige schwankende Antwort, ein augenblickliches zögerndes Schweigen mußte ihn gefährden. Gronström's Fragen waren für Jeden, der mit den Verhältnissen des Hauses Sture nicht innig vertraut war, unmöglich zu beantworten; sie betrafen zum Theil specielle Ereignisse, die im innern Familienkreis vorgefallen und die kein Fremder wissen konnte. Gronström war daher auch des Sieges gewiß und jubelte im Voraus über die frohe Botschaft, die er seinem König zu bringen gedachte. Jöns aber war ein viel zu aufmerksamer Schüler Peter Gröm's gewesen und dieser ein viel zu vertrauter Diener seines Herrn,

als daß der Thäljunker in Verlegenheit hätte gerathen können. Mit fecker Sicherheit beantwortete er Gronström's Fragen, und während dieser immer mehr erstaunte und immer schwereres Geschütz aufuhr, erhob sich im Volke ein beifälliges Murren, und Gronström sah seine Siegeshoffnung unwiederbringlich entschwinden. Endlich schwieg er erschöpft und Jöns ward jubelnd von der Menge als Sieger begrüßt. Uebermüthig wandte sich nun dieser selbst an Gronström mit einigen Fragen, die sich auf Vorfälle bezogen, in denen Gronström theilhaftig gewesen war und die entweder dessen Gedächtnisse entschwinden waren oder die er absichtlich nicht berührt hatte. Gronström ward verwirrt und begann den Betrüger, den er zu entlarven versprochen, als eine dämonische Kraft zu fürchten. „Der Teufel steht Dir bei!“ sagte er endlich entrüstet. „Es ist Alles, wie Du sagst, und dennoch bist Du ein Betrüger! Mein Auftrag ist zu Ende! Das Schwert mag walten!“

„Es lebe Niels Sture!“ riefen die Thalmänner, den Sieger umringend und kaum beachtend, wie der königliche Commissär sich grollend entfernte. Jöns wischte sich den Schweiß von der Stirne, den der harte Kampf ihm ausgepreßt, und gab sich erleichterten Herzens den Beglückwünschungen seiner Freunde hin. Er fühlte in diesem Augenblick eine unendliche Dankbarkeit gegen Peter Gröm, dem allein er seinen Sieg verdankte.

Nunmehr hatten die Dalekarlier nichts zu erwarten, als ernstlichen Kampf, und sie hatten sich gerüstet, ihn heldenmüthig zu bestehen; noch aber blieben die Truppen unthätig und schienen jedes ernste Zusammentreffen mit den Auführern zu vermeiden. Dies hatte seinen guten Grund; denn der König, der auf's Neue die Reichsstände nach Wasterås berufen hatte, wollte erst die Religionsangelegenheiten ordnen, um dann mit voller Strenge gegen seine rebellischen Unterthanen auftreten zu können. Auf dem Reichstage nun stellte Gustav eine öffentliche Erklärung aus, in welcher er sich feierlich für die Lehre bekannte, welche in der ältesten Kirche herrschend gewesen, die aber von gewaltthätigen Geistlichen mit dem gehässigen Namen der Neuerung und Kezerei gebrandmarkt worden sei; er bezeugte sein Mißfallen an verschiedenen Uebungen der römischen Kirche, insbe-

sondere an dem Ablasse und an anderen Mitteln, deren die Geistlichkeit sich bediene, um auf Kosten des Volkes Reichthümer zu erwerben; er befahl, daß Niemandem das Abendmahl ferner versagt werden solle, weil er Schulden gemacht habe, sondern daß dergleichen Dinge an die weltliche Obrigkeit verwiesen werden möchten; die Bischöfe sollten die widerrechtlich besessenen Krongüter zurückgeben, damit das Volk in Ansehung der Auflagen erleichtert würde. Um die Rechtmäßigkeit seiner Schritte näher zu begründen, berief sich Gustav darauf, daß selbst das Haupt der Geistlichkeit, Papst Clemens VII., gegenwärtig in der Engelsburg vom Kaiser belagert werde, den er durch Stolz und ungerechte Anmaßungen gegen sich bewaffnet habe. Auf diese Erklärung folgte Anfangs ein Schweigen der Bestürzung unter den Ständen; als jedoch Gustav erklärte, daß er, unzufrieden über ihren Verzug, die Krone niederlegen werde, weil er nicht über Menschen herrschen möge, die lieber in Sklavenketten, als in Freiheit leben wollten, faßte die Versammlung den Beschluß, daß die bischöfliche Gewalt aufgehoben und das Wort des Herrn in der Volkssprache gelehrt werden solle. Diese Beschlüsse des Reichtags, die unter dem Namen des Necesses von Westerås eine Grundlage der neuen Kirchenverfassung des Landes bilden, wurden in einer Bekanntmachung dem gesammten Volke mitgetheilt. Die Bischöfe übergaben auch größtentheils ohne Widerrede ihre Burgen; nur Johann Brusck, der Prälat von Linköping, widerstand noch, obwohl ohne Erfolg, den königlichen Anordnungen; Johann Gothus, der Erzbischof von Upsala, hatte schon früher sein Vaterland verlassen.

Nachdem Gustav auf so energische Weise die Kirchenverbesserung durchgeführt, war er nun mit Ernst bemüht, den Aufstand in Dalekarlien zu dämpfen. Die Truppen erhielten strenge Befehle, und es begann ein Kampf auf Tod und Leben sich zu entspinnen. Die Thalmänner, von Jöns angeführt und von den Priestern des alten Glaubens fanatisirt, leisteten tapferen Widerstand, und das Glück neigte sich meist auf ihre Seite. Das gebirgige Terrain, das die volle Kraftentwicklung der königlichen Truppenmacht nicht zuließ, war den Dalekarliern ein trefflicher Verbündeter. Die

Schluchten, Hohlwege und engen Thäler begruben so manchen von Felsblöcken zerschmetterten Söldner in ihre Tiefe, und nur Schritt vor Schritt und mit schweren Opfern konnte fester Fuß gewonnen werden. So siegreich aber auch die Waffen der Thalmänner sein möchten, so ward doch der Kampf nach und nach ein ungleicher; denn Gustav sandte immer neue und frische Truppenmassen und die Dalekarlier konnten doch nicht auf die Länge der Zeit unter Waffen bleiben, wollten sie nicht sich und die Ihrigen dem Verderben des Hungers preisgeben. Von dänischer Hülfe aber wollten die treuen Schweden nichts wissen und selbst die Anwesenheit Crusenstern's sahen sie mit Unwillen und Argwohn.

Hatte Jöns auch öffentlich seine Rolle mit so viel Glück als Geschicklichkeit behauptet, so hatte er dies doch nicht in seinem engern Familienleben vermocht, obgleich er nicht ahnte, daß er irgendwie sein Geheimniß verrathen. Sophia, die den Gemahl nicht eigentlich liebte, aber doch in Hoffnung auf eine bessere Zukunft sich willig in ihr Loos ergeben hatte, fühlte sich immer unglücklicher, in je weitere Ferne diese Zukunft hinausgerückt zu werden schien. Sie fühlte sich heimatlos und verwaist in den einsamen Thälern Dalarne's, um so mehr, als seine Kriegszüge selbst den Gemahl oft und auf längere Zeit von ihrer Seite rissen. Endlich aber erbangte sie gar vor seiner Anwesenheit, und fühlte sich noch am glücklichsten, wenn sie allein ihren trüben Gedanken nachhängen konnte. Seine Gegenwart machte ihr Grauen, es ekelte ihr vor seinem Kuß, vor seiner Umarmung.

„Ach, Oheim!“ rief sie einst mit thränenschwerem, vorwurfsvollem Blick, „ach, warum müstet Ihr mich hierher führen, wo der Gram mich tödten wird? Warum mußte des Königs Wahl auf mich fallen? Wo ist nun das goldne Glück, das Ihr mir verspricht, mit dessen Schilderung Ihr meine Thränen trocknetet? Nimmermehr werd' ich einziehen in die Schlösser der Sture, ich werde ewig nur das Weib eines Rebellen, eines Betrügers sein!“

„Welche Gedanken, mein Kind?“ antwortete Crusenstern. „Bedenke doch, daß nach Regen Sonnenschein, nach langer Nacht der Morgen folgt!“

Ich werde einen entscheidenden Schritt thun, werde die Dänen in's Land rufen, um dem Reiche Gustav's ein Ende zu machen. Ich kam eigentlich, mich von Dir zu beurlauben. Ich gehe, um an der Spitze eines Heers wiederzukommen!"

"Und wollt mir so die letzte Stütze rauben, an der sich meine gebeugte Seele noch aufrankt?" fiel Sophia ein. "Nein, laßt mich mit Euch ziehn; ich will den Staub dieses Landes, wo ich mich selbst verachten muß, von meinen Füßen schütteln."

"Dein Platz ist bei Deinem Gatten," antwortete der Oheim verweisend.

"Wohl!" versetzte Sophia. "Aber der, den Ihr also nennt, ist es nicht. Herrn Niels Sten-son Sture ward ich angetraut, dieser aber ist es nicht!"

"Ruhig, ruhig, mein Kind!" antwortete Crusenstern erschrocken. "Wenn Dich wer anders hörte! Hat ihn nicht König Frederik anerkannt? Hat er nicht in der Volksversammlung vor dem königlichen Commissär seine edle Abkunft klar bewiesen?"

"Und doch ist er nichts, als ein geschickter Betrüger!" versetzte Sophia. "Im Schlafe hat er die Wahrheit geredet, und ich Unglückselige mußte es hören, wie ich an einen elenden Bauer, an einen Verbrecher verkauft bin. Seit jener Stunde haß' ich ihn, und ich kann nicht länger seine eklen Liebkosungen dulden, ohne mich selbst zu verachten. Oheim, erbarmt Euch mein! Soll Eure Nichte, Eure edelgeborne Nichte die Weischläferin eines niedrigen Knechtes sein?"

Crusenstern beruhigte die Aufgeregte und versprach, sie nach der Heimath zurückzuführen auf die Bedingung hin, daß sie zurückkehren wolle, wenn Jöns in seine vorgebliehen oder wirklichen Rechte als Niels Sture eingesetzt sei. Sophia nahm diese Bedingung an, ohne zu zögern. Am folgenden Tage war der Däne und seine Nichte verschwunden. Jöns lachte bitter, als er diese Entdeckung machte. "Die Strafe meines Meineids," murmelte er vor sich hin, und von dieser Zeit an verdüsterte sich sein Gemüth so, daß er keine ruhige Stunde mehr hatte, sondern in Jedem den Verräther erblickte. Besonders war es Peter Gröm, vor dem er Grauen empfand. Er beschloß, ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen, und selbst

im Gefecht sollte er an seiner Seite sein; vielleicht befreite ihn der Tod von dem lästigen Mitwiffer seines Geheimnisses. Das Schwert des Gerichts aber war schon über ihm gezückt und sein böses Gewissen beschleunigte selbst den Fall.

Um den nagenden Wurm seines Herzens, wenn nicht zu tödten, so doch zu beschwichtigen, stürzte sich Jöns mit größerer Berwegenheit in das Gewühl des Gefechts; der Tod floh ihn, so grimmig er auch vor ihm und neben ihm wüthen mochte. Die Thalmänner folgten dem Beispiel seines Muths und nie hatten die königlichen Truppen schwerere Verluste erlitten. Eines Tags in der Verfolgung einer fliehenden feindlichen Abtheilung begriffen, dachte er plötzlich an Peter Gröm, sah sich nach ihm um und ließ, da er ihn vermißte, von der Verfolgung ab. Sein Herz schlug in der Hoffnung, von dem unwillkürlichen Weiniger seiner Ruhe erlöst zu sein; er wandte sich nach dem Kampfsplatz zurück, wo er ihn unter den Gefallenen suchen und sich seines Todes versichern wollte. Dort hatten seine Tapferen einen dichten Kreis um irgend einen ihm noch unsichtbaren Gegenstand geschlossen, und Jöns eilte mit düsterer, aber noch unbewußter Ahnung hinzu. Der Kreis öffnete sich ihm und Jöns stand vor dem sterbenden Peter Gröm. Der alte Mann schlug noch einmal die brechenden Augen zu ihm auf, versuchte die Hand vergeblich nach ihm auszustrecken, und sprach mit hinsterbender Stimme: "Vergieb! Es drückte mir das Herz ab! Gott wird mir in seiner Gnade vergeben, daß ich den Schwur gebrochen, den Du — mir abgepreßt." Noch ein röchelnder Athemzug und er war nicht mehr.

Jöns stand wie vom Donner gerührt; aber noch sah er nicht, wie alle Blicke mit Verachtung auf ihm ruhten, wie sich Alle scheu, wie vor einem Ausfägigen, aus seiner Nähe drängten, wie er allein stand mitten in der großen, zahlreichen Versammlung. Endlich nahm der Älteste der Schaar das Wort, indem er sprach: "Der Todte da hat uns gebeicht! Wir wissen nun, wer Du bist, daß Du ein gottloses, verruchtes Spiel mit uns getrieben, daß Du Meineid begangen, als Du uns schwurst, Du seist Niels Sture, daß Du diesen zum Meineid verführt, als Du seiner To-

desangst den Schwur abzwangst, Dich nicht zu verrathen, daß all Dein Handeln Lüge war, daß Du Possenspiele vor uns aufführtest, um den graden Sinn wackerer Männer zu berücken, daß Du mit dem Landesfeind im Einverständniß warst, um uns an ihn zu verkaufen! Alles Blut, das geflossen ist, komme über Deine meineidige Seele! Gehe hin und siehe, wo Du Ruhe findest vor dem Wurm, der an Deiner Seele nagen wird! Gehe hin, wir wollen nicht die Hand bes Flecken, um Dich zu berühren und der Gerechtigkeit zu überliefern, wir wollen uns von Dir wenden, und nicht sehen, wohin Du Deine Frevlerschritte wendest. Aber verpeste nicht länger dieses schöne Land mit Deinem Athem! Gehe hin nach Morgen oder Mitternacht, die Strafe Gottes wird Dich finden!"

Jöns hatte keine Erwiderung; seine Kraft war gebrochen; er ging, ohne daß ein Auge sich nach ihm wandte, ohne daß eine Hand zum Abschied sich nach ihm ausstreckte. Als ein Geächterer floh er, und wo er eines Menschen ansichtig ward, da barg er sich in das Dunkel des Waldes oder in eine Schlucht. Der Abend sank hernieder, als Knut Erichson's Gehöfte vor ihm lag. Unwillkürlich hatte er seine Schritte dahin gewendet. Aus dem Schornstein wirbelte so gastlich der Rauch, daß ihn eine unendliche Sehnsucht bezwang, wieder als armer unscheinbarer Knecht unter diesem Dache zu walten; und Else's Bild tauchte so lieblich in seiner Seele auf, daß ein heißer Thränenstrom des Schmerzes seine Wangen überfluthete. Sollte er noch einmal diese Schwelle betreten, noch einmal Else sehen? Er wagte es nicht, aber sein Fuß fühlte sich vor dem Gehöfte gebannt und der treue Haushund, der ihn erkannte, winselte ihm freudig entgegen und sprang lieblosend an ihm auf.

Während Jöns gedankenlos den Kopf des treuen Thieres streichelte, trat eine weibliche Gestalt aus dem Hause und an ihn heran. Aber plötzlich rief sie erschrocken: „Heilige Muttergottes, Jöns!"

Jöns fuhr, wie aus einem Traum geschreckt, auf; er breitete die Arme aus und rief mit einem so schmerzlichen flehenden Ausdruck den Namen der Jungfrau, daß Else's Herz in ihrer Brust

zitterte und sie dem armen Flüchtling einen Schritt näher trat. „Ich hab' schwer an Dir gefrevelt, Else," sprach er; „kannst Du mir vergeben?"

„Ich habe Dir vergeben und Dich mit Thränen begraben," antwortete die Jungfrau mit bebender Stimme. „Du warst in die Stricke des bösen Feindes gefallen, und ich warnte Dich vergebens. Ich wußte ja wohl, daß Du nicht Niels Sture warst, meine Ahnung, meine Liebe sagte es mir."

„Ach, die Lockung war so süß!" versetzte Jöns. „Aus einem armen Knecht ein großer Herr zu werden, dieser Gedanke verführte mich, und dann die Liebe zu Dir! Ach, hätt' ich mich nicht blenden lassen von den Versprechungen des Dänen, so —"

„Dein Weib hat Dich verlassen," fiel Else ein, „doch ich hätte Dich auch im Unglück nicht verlassen. Aber es ist vorbei, vorbei mit der Liebe, mit Deinen schönen Lebensträumen. Ich mache Dir keinen Vorwurf, denn der böse Feind war es, der den Brand der Hölle in unser stilles Glück warf. — Du mußt fliehen, Jöns, darfst nicht rasten auf schwedischem Boden. Du wirst hungrig sein; harre ein wenig!" Sie flog in's Haus zurück und ließ den Flüchtling mit den Folterqualen seines Gewissens allein. Nach wenig Minuten kam sie zurück und gab ihm ein Bäckchen. „Nimm," sprach sie, „Du findest Speise darin und Kleider; wirf die Deutigen in einen Abgrund. Flieh nach Norweg! Du weißt Weg und Steg! Gott geleite Dich!"

Er faßte ihre Hand und benetzte sie mit seinen Dankesähren; sie duldete es; als er sie aber an seine Brust drücken wollte, da machte sie sich los, und mit den Worten: „Gott geleite Dich!" floh sie in das Haus zurück, um ihre Brust durch Thränen zu erleichtern. Jöns zögerte noch einen Augenblick, dann, wie von Furien gepeitscht, entfloß er in die Nacht.

Es kam zu keinem blutigen Ereigniß mehr, als der Thaljunker Dalarne verlassen. Erst als der Reichstag, um noch rückständige Hülfsgelder an Lübeck zu bezahlen, in den von Gustav vorgeschlagenen Verkauf aller Glocken der eingezogenen Abteien und Klöster willigte, wurden die Dalarner über diesen vermeintlichen Kirchenraub so

erbittert, daß sie einen eigenen Reichstag nach Arboga beriefen, um über des Reiches Angelegenheiten zu berathen. Doch ward dieser Aufstand bald mit Nachdruck und Härte unterdrückt. —

Jöns floh Anfangs nach Norwegen, später nach Mecklenburg. In Rostock ward ihm von Gustav nicht als Aufrührer, sondern als Dieb der Proceß gemacht und er als solcher 1530 hingerichtet.

Die Blaustrümpfe.

Schon der alte Zachariä, der Verfasser des „Renommisten“, sagt den Frauen, welche sich mit männlichem Geiste begabt fühlen, ein Wehrwort, wenn er in seinen „Tageszeiten“ am Schlusse des „Morgens“ in die Apostrophe ausbricht:

„Die gelehrteste Schöne wird größerer Beifall be-
 lohnen,
 Wenn sie Natur und Zärtlichkeit spricht, und, zur
 Liebe geschaffen,
 Nicht mit Belesenheit prangt, und unter Hauben
 nicht Mann ist.
 Folget auch ja nicht zu leicht, von Beispiel und
 Schmeichlern verleitet,
 Einer verwegenen Dichterin nach, zur Fahne der
 Reimer,
 Oder wohl gar in das Feld der Kritik. Die saty-
 rische Geißel
 Schonet des Reifrocks nicht, und trifft mit schmer-
 zenden Schlägen
 Einer Schönen durchwässertes Lieb, so sehr auch ihr
 Bildniß
 Vor der mißlungenen Schrift vom Leser Verschonung
 erbittet.“

Das citirte Gedicht ist ein Lehrgedicht und von den Schönen der Vorzeit zerlesen worden, wie dormalen ein Werk von Friederike Bremer. Aber, fragen wir, ist darum etwas daraus gelernt worden? Wie würde der ehrwürdige Zachariä den Kopf schütteln, wenn er heut zu Tage in eine Leihbibliothek herniedersühre und da, trotz der tausend nach ihm erklungenen Warnerstimmen,

die Masse von Frauenwerken erblickte, von denen die Bretter wimmeln!

Die Verächter derartiger Kost unter beiden Geschlechtern pflegen die schreiblustigen Verfasserinnen kurzweg mit dem Prädikat „Blaustrümpfe“ zu beehren, gleichviel — es ist entsetzlich! — ob sie auf hoch- oder hochedelgeborenem Fuße eingehergehen. Dieser Name aber erscheint auf den ersten Blick so seltsam, daß es lohnt, ihn näher zu prüfen und zu deuten; klingt aber zugleich so hart und „unanständig“, daß wir im Namen aller schönen, aber zur Zeit tief verhüllten Füße unterschieden dagegen protestiren müssen.

In welcher Beziehung steht die Schriftstellerin zu einem Strumpfe? Gewiß so gut, wie in keiner, denn der Strumpf, nämlich der eigentliche, der gestrickte, ist der natürliche, der erklärteste Feind der geistbegabten Dame. Wer sah wohl je eine Solche den Strickstrumpf, das unwürdige Symbol der unfreien Weiblichkeit, in die Hand nehmen, die Hand, daheim berufen, den Chaisenträger der Gedanken vom Kopf zum Papiere abzugeben, in Gesellschaft aber die aus dem beredten Munde zuckenden Geistesblitze mit telegraphischen Gesten zu begleiten, die ihr Zünden electro-galvanistisch zu vermitteln haben.

Welche unlogische Verwechslung des Subjects mit dem Objecte ist es, die geistesstarken Damen schlechthin nach dem Dinge zu benennen, welches ihnen so oft Gelegenheit bietet, ein geistreiches, sarkastisches Gespräch zu eröffnen, wenn ihr mitleidiger Blick auf diese armselige Unterhaltung ihrer Mitschwester in Gesellschaft oder an öffentlichen Orten fällt.

Nein, an den Strickstrumpf in seiner hausmütterlichen Einfalt kann der Erfinder dieser sonderbaren Titulatur unmöglich gedacht haben, vielleicht hat er den fertigen Strumpf im Auge gehabt.

Es ist ein allbekannter Satz der Physiognomik, daß selten eine Dame mit schönem Kopf und Antlitz sich zugleich eines ebenbürtigen Fußes erfreuet, während die launische Mutter Natur nicht selten das niedlichste Füßchen einem Urbilde der Häßlichkeit angesetzt hat. Wie viele Damen, welche ihre sonstige Neußerlichkeit, ihr Geld oder ihr Rang auf großem Fuße zu leben nöthigt,

blicken mit neidischem Blick auf den kleinen Fuß ihrer Nähterin oder Dienerin herab, und nennen es wohl auch naserümpfend „unanständig“, wenn solche gemeine Personen kurze Kleider zu tragen sich erdreisten. Gewiß ist, beiläufig gesagt, der Fuß derjenigen Schönen, welche die ersten der jetzt modischen Gewänder ohne Ende getragen hat, ein Pariser Normalfuß gewesen, und dürfte bei der beabsichtigten Einführung des neuen Maassystems in Sachsen als zuverlässiges Modell empfohlen werden.

Nun ist es ferner ein Satz der tieferen Aesthetik, daß ein Frauensfuß im Strumpfe ungleich anziehender ist, als einer außerhalb desselben. Daher hat vielleicht der giftzüngige Erfinder dieses Titels der Autorinnen, weil er deren gewöhnlich allerdings höchst häßlichen — aber doch wohl nur schlecht getroffenen? — Portraits vor Augen gehabt, den Schluß zu ziehen gewagt, daß der besondere Vorzug der oben stiefmütterlich behandelten Schriftstellerinnen unten ein schön geformter Fuß in zierlichem Strumpfe sei, und etwas kühn nach diesem Theile das Ganze benannt.

Doch halt ein, Gelehrsamkeit, wohin verführst Du mich! Ist denn das Geschlecht der hochbegabten Damen schlechtweg „Strumpf“ genannt worden, wie weiland der berühmte Eckensteher? Heißt es nicht vielmehr ausdrücklich Blaustrumpf? Dieser Beisatz „blau“ muß nothwendig in's Auge gefaßt werden und den besten Aufschluß geben.

Ein blauer Strumpf steht bei weitem nicht so schön, als ein weißer, weil er die zarten, fast unscheinbaren Schatten, welche sich den runden und vollen Formen anschmiegen, nicht wiederzugeben vermag. Wir werden daher von der ästhetischen Seite unserer Betrachtung abzuweichen und uns der praktischen zuzuwenden haben.

Vielleicht werden die holden Literatinnen deshalb mit jenem Namen beehrt, weil ihr höherer Beruf ihnen die Pflicht oder das Gebot auferlegt, sich unten blau zu bekleiden. Man verzeihe uns, wenn wir, weiter philosophirend, etwas trivial werden müssen.

Das Tragen der blauen Strümpfe erheischt einen selteneren Wechsel dieser Art von Wäsche.

Da nun die Vertreterinnen der Emancipation und anderer poetischen Träume unmöglich zugleich an's Waschfaß treten oder auf den Bleichplatz gehen können, wo ihre gewöhnlich bleichen Hände und Wangen bald einem feindseligen Einflusse der Sonne erliegen würden, so sollten sie von Rechtswegen nur in blauen Strümpfen dichten. Aber die letzteren haben ferner noch einen wichtigen Vorzug vor ihren weißen Schwestern; obgleich gröber von Stoff, halten sie doch beträchtlich länger, als diese, deren zarteres Gewebe oft die nachhelfende, ausbessernde Frauenhand in Anspruch nimmt. Man denke sich aber den Gegensatz von Poesie und Flickerei! Braucht auch so manche schöne Dichterin für ihre losen Verse hier und da ein sogenanntes Flickwörtchen, so folgt daraus doch noch nicht, daß sie auch die Kunst, Strümpfe zu flicken, verstehen muß. Ist auch der Autorin Kopf vollgestopft von den herrlichsten Gedanken und reizendsten Bildern, so wird doch deshalb kein Verständiger verlangen, daß sie, die Trägerin erhabener Ideen, die nichtswürdigen Löcher eines elenden Strumpfes mit dem Faden der faden Penelope ausstopfe.

Hier hätten wir also wohl den Schlüssel zu dem Räthselworte „Blaustrumpf“ in der Hand. Nun aber folgt unser angekündigter Protest und, nach Befinden, die Moral.

Das humane, feingebildete, wohlansständige neunzehnte Jahrhundert verbanne doch endlich aus der Sprache einen so unwürdigen, so anstößigen, so gehässigen Namen, wenn es gilt, eine Gattung von Wesen zu bezeichnen, die den Charakter der Unsterblichkeit so augenscheinlich an sich tragen. Freilich (und nun kommt die Moral) würden sich tausend und abertausend Väter, Ehemänner, Kinder, Redacteurs, Kritiker, Schriftsetzer und Correctoren über alle Maassen freuen, wenn dieses Geschlecht gänzlich ausstürbe. Zu dieser Katastrophe scheint aber der Zeitpunkt noch nicht gekommen, auch nicht nahe zu sein, da der von der Naturgeschichte, Physiologie und Psychologie hingestellte Satz:

„daß das Weib allein zur Liebe geboren und von der Natur ausschließlich dazu an-

gewiesen ist, sich Eines Mannes und seines Sprößlings Zuneigung zu gewinnen", von den Autorinnen, von denen zwar noch keine in den genannten Wissenschaften aufgetreten, als ein großes Problem bezweifelt und bei Seite geschoben wird. Und doch, Ihr Blaustrümpfe (zum allerletzten Male sei das barbarische Wort ausgesprochen!), kann es Euch nicht oft genug wiederholt werden, daß, sobald Ihr uns Männern nur den Stoff zur Liebe schafft, wir mit dessen Bearbeitung auch ohne Euerer Beihülfe fertig zu werden hoffen dürfen!

A. S.

Die Wunderblume.

Ein Blümlein, lieblich duftend, blüht
Unfern von Questenberg im Harzgebiet:
Schneeweiß, der reinen Unschuld Bild,
Mit goldnen Fäden ist der Kelch gefüllt.
Bescheiden birgt sich's in des Thales Gründen,
Und es entfaltet seine Blüthenpracht
Nur einmal jährlich in der Osternacht,
Und auch nur dann ist es zu finden.
Auch läßt die Wunderblume nur sich sehn,
Wenn Zwei vereinigt sie zu suchen gehn.
Wer sie auf seinem Pfad entdeckt und bricht,
Behalte sie, und wage nicht
Sie wieder aus der Hand zu legen,
Weil sie sonst ihre Zauberkraft verliert.
Bewahrt er treulich sie, wie sich's gebührt,
Und kommt mit ihr bis zu den Waldgehegen,
So öffnet sich, auf sein Geheiß,
Der unterird'sche Zauberkreis
In des Gebirges dunkeln Schächten.
Er darf hinuntersteigen in die Nacht,
Die aufgehäuften Schätze zu betrachten,
Von Gnomen und von Zwergen dort bewacht.
Mitnehmen darf er, was es sei,
Der Raub gehört zu seinem Eigenthume.
Durch den Besiß der Wunderblume
Ist's ihm erlaubt, er schaltet frei.

Und es geschah, kurz vor der Osternacht,
Wo sie sich zeigt in ihrer Blüthenpracht,
Daß in die Gegend zwei Gesellen kamen,
Die sich von Frankfurt auf den Weg gemacht.
Anselm und Wolfgang waren ihre Namen.
In einer Schenke hielten beide Rast,

Und von den Schultern warf der ält're Gast,
Anselm, ein schweres Bündel nieder,
Das ihm beinah den Rücken wund gedrückt.
Hinfällig aber schienen seine Glieder,
Und seine Haltung blieb gebückt.
Er war fast düster anzuschauen,
Matt hob er das gesenkte Haupt empor,
Und unter festgeschloss'nen Brauen
Sah klug berechnend dann sein Aug' hervor.

Der andere Gesell schien minder alt,
Rothwangig, blond, von zierlicher Gestalt
Und Anmuth in den edlen Zügen.
Dem Höhern zugewendet war sein Sinn.
Nach Leipzig wollte Wolfgang hin,
Um da den Wissenschaften obzuliegen.
Anselm ging zu ganz andern Zwecken aus:
Es trieb ein inn'rer Drang, nicht zu besiegen,
Ihn nach Hannover in ein Wechselhaus.

Und in der Schenke, wo sie eingekehrt,
Sah, vielgesprächig, an dem Heerd
Der Wirth, ein alter Mann, den Gästen
Die Sage von der Blum' am Harz zum Besten.
„Die Osternacht,“ sprach Wolfgang, „bricht herein,
Es trifft sich gut, wir sind gerad' zu Zwei'n;
Wie, wenn wir gingen und die Blume fänden?“ —
„Das wär' ein Fund! Der Erde Schätze ständen
Alsdann uns zu Gebot!“ fiel Anselm ein.

Indem er so dem Vorschlag Beifall zollte,
Zog er mit Wolfgang an des Berges Rand,
Und Jeder, die gepflückte Blume in der Hand,
Beschloß nun, wie er sie gebrauchen wollte.
Anselm besann darüber sich nicht lang'.
Die Lust an Schätzen, die er in sich spürte,
Trieb ihn zum Falkenstein, von wo ein Gang,
Verschüttet halb, zur Tibianshöhle führte.
In jenem unterird'schen Schacht
Lag Gold und Silber aufgehäuft in Fülle,
Von Gnomen, wie es hieß, bewacht.
Sich zu bereichern dort, war Anselm's Wille.
Vor schnöder Habsucht stets erfüllt mit Grauen,
Zog Wolfgang nach dem Eisenstein,
Und diesen Pfad schlug er nur deshalb ein,
Die holde Jungfrau Ilse dort zu schauen.
Sie, die als wunderschön die Sage pries,
Ging dann und wann im nahen Fluß zu baden;
Und wer sich dann dort blicken ließ,
Und scheu zurückwich, wurde, wie es hieß,
Gar freundlich von ihr eingeladen.
Sie gönnte dem Bescheid'nen, als Belohnung,
Den Eintritt dann in ihre Felsenwohnung.

Dort pochte Wolfgang an, doch durch die Pforte
Erklangen diese rauhen Worte:

„Was willst Du, Menschenkind? Gold und Gewinn?
Dann geh' zur Ildianshöhle hin.
Dort ist genug für Dich und Deinesgleichen,
Und Deinen Zweck wirst Du erreichen.
Ihr Sterblichen seid thöricht und verkehrt;
Doch, da Du einmal hier vor meiner Thüre,
So nenne, was Dein Herz begehrt,
Die Perlen, die Smaragden, die Saphire,
Die Du verlangst, bestimme Preis und Werth.“ —

„Dein Anblick,“ sagte Wolfgang, „ist der Preis!
Verkenne nicht mein Trachten und mein Streben.
Dich möcht' ich schau'n, in deinem Zauberkreis
Nur einen Augenblick mit Dir verleben.“ —
Und Ilse sprach zu sich in froher Hast:
„Das ist der erste Mensch, der Gold verachtet,
Und nicht nach meinen Schätzen trachtet!
Sei,“ fuhr sie fort, „hier diese Nacht mein Gast.“

Er war, als sie ihn mit sich nahm in's Schloß,
Geblendet von dem Glanz, der ihn umfloß,
Und als er ihr die Wunderblume reichte,
Geschah's, daß Ilse hold sich zu ihm neigte,
Und ihn mit ihren Armen sanft umschlang,
Indeß ein leis verhallender Gesang
Im Laubgeflüster und Geräusch der Wogen,
Die an dem Eisenstein vorüberzogen,
In süßen Tönen wunderbar verklang.

Der Jüngling traf, nach süßer Raft,
Im Walde seinen früheren Begleiter.
Er keuchte unter einer schweren Last,
Doch schlen er ungewöhnlich heiter.
„Wer hätte,“ rief er, „das gedacht!
Das nenn' ich einen Fund gemacht!
Reich bin ich, unermesslich reich —
Doch sagt mir, wie erging es Euch?“ —

„Wie's mir erging? In hundert Liedern,“
Sprach Wolfgang, „werd' ich Euch darauf erwiedern.
In meinem Kopfe glüht und braust
Die alte Wundermähr vom Faust,
Die mir Schön Ilse eingehaucht. Mich locken
Die Hexenscenen nach dem Brocken.“ —

„Wie? Märchen? Lieder?“ sagte Anselm trocken.
„Wer darum Perl' und Edelstein verschmäh't
Und wohlgeränderte Dukaten,
Ei, dem ist nicht zu helfen, noch zu rathen,
Und Ihr bereut es einst noch, doch zu spät.“

So trennte, bei dem ersten Morgenschimmer,
Sich der Gefährten Pfad für immer.

Den Einen, Anselm Rothschild, ließ auf Erden
Das Schicksal einen zweiten Krösus werden,

Den man nur seines Reichthums wegen pries;
Doch von der späten Nachwelt stets bewundert
Als Dichterheros, nennt noch manch Jahrhundert
Den Zweiten, welcher Wolfgang Göthe hieß.

Heinrich Döring.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus München im August.

In den neuesten Tagen hat der Blitz mehrmals hier und in der Umgegend eingeschlagen und manchen Brand erweckt. Nur in gewissen Köpfen will die Himmelsflamme nicht zünden, sei es, weil die von dem vielen genossenen Biere aufsteigende Feuchtigkeit das kaum entglommene Licht wieder auslöscht, oder sind andere Einflüsse, vielleicht siderische, d. h. von solchen Gestirnen, die auf den Tract genäht werden, dem reineren Elemente ungünstig.

Sölltl giebt ein wirklich treffliches (ich bin mit diesem Beiworte sehr sparsam) Werk, einen „baierischen Plutarch“ heraus, von welchem bereits mehrere Lieferungen erschienen sind. Nicht genug aber, daß die hiesige Staatsbibliothek (sie führt auch den Namen „königliche Hofbibliothek“, was ich vorzusehen vergaß und mich auch darüber nicht gräme, klingt doch der Titel einer königlichen Staatsbibliothek gar zu drollig!) diesem Gelehrten, dessen Sprache doch sehr gemäßigt, sehr versöhnend klingt, die Einsicht und Benützung der Manuscripte verweigerte! — Es ist eine sehr große, oder vielmehr, es ist keine Frage, ob einer von dem Budget des Staats unterhaltenen Anstalt eine solche Verweigerung gegen einen Bürger, also gegen ein Glied des Staates (in der bureaukratischen Rede-weise heißt es freilich „Unterthan“) zustehe?

Das ist aber, wie gesagt, nicht genug, sondern hiesige katholische Priester, voran der geistliche Rath D. H. H., welcher unter der vorigen Regierung wegen Uebergriffen entfernt worden war, machten einem hiesigen Buchhändler, welcher Söllt's Plutarch zum Verkaufe ausbot und durch Colporteurs herumschickte, zu wissen: Sie würden nie mehr etwas bei ihm kaufen, noch gedulden, daß für Schulen, Unterrichtsanstalten, und überhaupt für die ihrer „geistlichen Obhut“ anvertraute Jugend etwas bei ihm gekauft würde, wenn er sich für den Verschleiß dieses oder anderer Werke desselben Schriftstellers verwende!

Bei der großen Hand, welche der Clerus bei uns überhaupt, und namentlich in den Schulen, dann über

den Buchhandel durch die „Central-Schulbücher-Verlags-Anstalt“ hat, getraut sich nun kein hiesiger Verleger mehr, jenes Werk colportiren zu lassen!

Kinsterlin (ein ominöser Name, bei welchem man unwillkürlich versucht wird, ein „g“ beizufügen) kündigt dafür an:

1) ein katholisches (!) Conversationslexikon (!!).

(Soll mich doch wundern, ob wir nicht bald auch ein „katholisches Exercier-Reglement“ zu lesen kriegen!)

2) Gedanken (?) bei Gelegenheit der kritischen Anträge und Verathungen in der diesjährigen Reichskammer. Von einem katholischen Oberländer.

„Baut denken,“ heißt es in der erbaulichen Anzeige, „ist ja noch erlaubt! Darum hat der Oberländer, der für die Ehre seiner ihm theuren Kirche einstehen möchte, auch seine Gedanken hier laut werden lassen. Mit den bekannten Anträgen sind die Rechte und Freiheiten“ (es darf nur ein Recht, eine Freiheit geben, und diese muß Gemeingut aller Staatsbürger sein; „Rechte“ und „Freiheiten“ sind Privilegien Einzelner, also Ueber-vortheilungen aller Uebrigen) „der Kirche in ihrer Wurzel angegriffen. Deshalb ist es Pflicht aller wahren und fähigen Katholiken, zur Vertheidigung derselben mitzuwirken und dem Geiste“ (ja wohl dem Geiste!) „frivoler Zweifelsucht und fecken Unglaubens“ (diese Leute haben doch immer nur mit dem Glauben, also dem von Christus verworfenen todten dogmatischen Buchstaben zu thun, nie mit der von dem Gottmenschen gelehrt reinen Moral, welche des Christianismus lebendiger Geist ist!) „entgegen zu wirken. Jeder Katholik, jeder wahre Freund der Kirche muß anfangen zu han-

deln“ (das ist ja eine wahre Marsellaise des Katholicismus!) „und sich mindestens an diese fester anschließen.“ (Formez vos Bataillons!) „Schon ist ein neues feuriges Leben erwacht! Man ist sich seines katholischen Glaubens mit neuer Lebensfrische bewußt geworden. Neutral jetzt zu bleiben“ (Hört, hört!) „hiesse seinen Glauben“ (wieder der!) „verläugnen. Jeder Soldat, der am Tage der Schlacht nicht bei seiner Compagnie steht, ist ein Ausreißer!“ etc. — Ja, meine Herren Censoren, was haben Sie sich doch bei ihrer Instruction gedacht, diesen Pibroch, diesen Kriegsgefang in öffentliche Blätter eines constitutionellen Staates einrücken zu lassen, dessen katholischen und evangelischen Bürgern gleiche Rechte durch die Verfassung garantiert, durch das Staats-oberhaupt eidlich beschworen sind? und in den Tagen der „deutschen Einheit“, die uns jetzt nothwendiger ist als die, leider! auch sehr krankhaften Kartoffeln.

Möchte man bei Lesung einer solchen „Buchhändler-Anzeige“ nicht meinen, man lebe in den Tagen vor Beginn des Glaubenskrieges? unter dem Regimentsstabe Kurfürst Max I.? welcher freilich mit seinem Feldherrn Tilly bemonumentirt worden ist.

Wollen wir von diesen traurigen Erscheinungen zu etwas Lustigem oder doch Lächerlichem übergehen, so haben manche unsrer hiesigen ephemeren Blätter, namentlich das Münchener Tageblatt, welches freilich die miserabelste Misere unsrer an Erbärmlichkeiten so erbarmenswerth reichen Zeit ist, es noch nicht so weit gebracht, um zu wissen, daß man nicht „geschmackvolle“ Speisen, sondern „schmackhafte“ sagt.

Sie werden daran genug haben, — auch ich.

Literatur und Kunst.

Wilhelm von Normann. Gesammelte Schriften. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

Statt einer ausführlichen Kritik, welche Schriften eines Talentes von Bedeutung beanspruchen, und unter diese gehören vorliegende, theilen wir ein Bruchstück aus dem Vorworte des Herausgebers (Alfred Reumont) mit, welcher in demselben interessante Aufschlüsse über den innern Entwicklungsgang des zu früh geschiedenen Dichters und scharfsinnige Urtheile über den poetischen Werth vorliegenden Nachlasses giebt. Er sagt unter Anderem: „Was wahr und schön ist, was tief und innig empfunden und im Ausdruck den Stempel dieser Empfindung trägt, was eingegeben ist vom lebendigen Gefühl für

die Größe und Majestät der Natur und für Aeußerung des Menschengemüths in der Geschichte, das wird auch heute noch und morgen anregen und rühren. Und es ist dessen viel in diesen Schriften: es läßt uns hinwegblicken über minder Glückliches, über Verfehltes selbst und Unreifes, über solches, was dem vorübergegangenen Geschmacke des Moments gefröhnt hat, denn es ist ein echtes Dichtergemüth, um welches es sich handelt!“ — Die Sammlung enthält: 1) Reise auf den St. Gotthardt (ein kleiner reizender Roman); 2) Mosaik. Heinrichs des IV. erste Liebe (eine erzählende Dichtung voll Frische der Empfindung und Phantasie); 3) Sicilien, ein Gedicht in 3 Gesängen (Fragment);

4) Der deutsche Bauernkrieg, Trauerspiel in 5 Acten; 5) Otho, Trauerspiel in 5 Acten; 6) Syrisches; 7) Vermischtes, darunter a) Carneval in Berlin (eine humoristische Skizze), b) Briefe über die Pyrenäen, und c) Fragment aus einem unvollendeten Romane. — Ueber die dramatischen Werke sagt A. Reumont sehr wahr: „Ob schon dramatische Arbeiten zur Lieblingbeschäftigung in Normann's Jugendjahren gehörten, kann man in ihnen doch nicht seinen Beruf erkennen; und wie sich nicht sagen läßt, daß er die tiefe Bedeutung des Bauernkrieges wiedergegeben habe, wenn es auch nicht an Merkmalen fehlt, daß dieselbe mit ihren guten und schlimmen Seiten vor seiner Seele gestanden, so ergibt sich aus seinem letzten Stücke mehr eine formelle Auffassung römischer Charaktere und Verhältnisse, als eine lebensvolle Durchdringung derselben und des Princip's des alten Volks- und Staatslebens. Verständige Anordnung aber und dramatischer Dialog sind in beiden Werken zu finden.“

Walter Tesche. Bilder aus Schlesien, in Novellen gefaßt. Erster Theil: „Die Rose von Pzerwa.“ Leipzig, Brockhaus.

Vertraut mit den Sitten und dem Volksleben Schlesiens, weiß der Autor in charakteristischer Schilderung desselben zu fesseln, und indem er den Druck, der auf dem armen Volke lastet, durch ein Beispiel aus der dortigen Justizpflege veranschaulicht, mithin zugleich die Partei der unterdrückten Menschheit ergreifend, humane Zwecke verfolgt, weckt er Sympathien in einer Zeit, aus welcher für unsere Nachkommen früher oder später eine gänzliche Umgestaltung europäischer Verhältnisse ersprießen muß. Die Form der Novelle, welche der Verfasser für seine Tendenz gewählt, muß nothwendig modificirt erscheinen, und wenn wir auch jene strengeren Anforderungen an sie nicht machen, so würden wir es doch vortheilhaft finden, wenn er die Novellen Erzählungen genannt hätte, wenigstens vorliegende. Besonders dankbar sind wir ihm für Mittheilung mehrerer poetisch werthvoller schlesischer Volkslieder in hochdeutscher Uebersetzung.

Amélie. Aus den Papieren eines Unbekannten. Leipzig, G. F. Schmidt.

Die Zeit der französischen Revolution, eine gewaltige Katastrophe, aus welcher für die Menschheit nicht minder Fluch als Segen entsprossen, hat unseren Belletristen einen reichen Stoff geboten, der, obwohl er noch immer nicht erschöpft ist, dennoch nicht mehr so lebendige Theilnahme erweckt, als dies vor einem und zwei Jahrzehnten der Fall war. Unser weltbürgerliches Bewußtsein hat Gelegenheit gewonnen, sich der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mit regerem Interesse zuzuwenden. Führen uns daher gegenwärtig die Dichter in Romanen und Novellen Charaktere und Schicksale

Einzelner vor, die unter den Einflüssen jener welterschütternden Zeit der Revolution diese im Kleinen wieder spiegeln, so bedarf es schon kräftigerer Hebel zur Erweckung lebhaften Interesses als sonst, wo die einfache Verknüpfung romantischen Elementes mit dem rein historischen Factum hinreichte. Die Zeit derartiger Schriften ist ziemlich vorbei. Geschmack und Interessen haben sich gewandelt. — Der Verfasser vorliegenden Werkes schildert die Schicksale eines emigrierten vornehmen Franzosen, der, ein sonst ehrenwerther Charakter, als starrer Aristokrat und treuer Anhänger der Bourbonen mit seiner hochherzigen Tochter Amélie dem über ihn hereingebrochenen Schicksale ruhig trost. Die Art und Weise, wie dies dargestellt ist, nöthigt Interesse ab, wenn gleich die Verknüpfung der in das Schicksal Beider eingreifenden Nebenereignisse, Personen und deren Beziehungen, überhaupt das romantische Element fast gewöhnlich und ohne spannende Motive ist.

Gräfin Tauffkirchen-Engsburg. Die Schwärmerin. Eine Erzählung. Leipzig, Brockhaus.

Es ist eine schöne Sache um die Ritterlichkeit, und selbst dem ernstesten Kritiker steht es gut, sein Schwert, die Feder, zu Schutz und Ruhm des schönen Geschlechtes zu ziehen. Damen aber, welche dieselbe Waffe führen, die er schwingt, müssen freilich als Amazonen auf dergleichen Ritterlichkeit resigniren, da sie sich vorkommenden Falls selbst dazu verstehen; ja es könnte sogar als eine Beleidigung erscheinen, wollte der Kritiker in ihnen das schwache Geschlecht ritterlich schirmen. Auch jetzt wäre es eine Beleidigung, wollten wir die Schwächen vorliegender Erzählung in Rücksicht auf den Autor, weil er eine Dame ist, mit wohlwollendem Beifall begrüßen. — Dem Autor fehlt es nicht an Phantasie, doch vermissen wir bei einer etwas gezierten Sprache bald Umsicht und Strenge in Bezug auf Disposition, welche Plan und Anlage des Ganzen, so wie Ausführung des Stoffes im Einzelnen umfassen muß, bald gründliches Studium, welches den gewählten Stoff hinlänglich bewältigen und in völligen Einklang mit dem Geiste der Zeit, welcher er entlehnt ist, bringen lehrt. Keine der in der Erzählung auftauchenden meist höchst gehaltlosen Figuren repräsentirt entschieden einen Charakter, welcher unter den Einflüssen seiner Zeit (die Restauration) sich entwickelt, obwohl das Streben darnach nicht zu verkennen ist. Beansprucht der Autor bloß das Verdienst, eine Unterhaltung gewährt zu haben, so wird ihm ein großer Theil des Lesepublikums dasselbe nicht vorenthalten, doch giebt es dergleichen Bücher Regionen. — Möchte der Autor, wenn er aus wirklichem Drange zum Schaffen schreibt, sich künftig lieber Stoffen aus der modernen Salonwelt zuwenden, die ihm jedenfalls näher liegt, als jene bedeutungsvolle Zeit. Ihr muß ein Schriftsteller, will er sie durch den Zauber

spruch der Poesie aus dem Grabe der Vergangenheit herauf beschwören, noch etwas mehr als den guten Willen, etwas mehr als den Sinn für weiche Sentimentalität und noch etwas mehr als eine nicht träge Phantasie und Beobachtungsgabe entgegen bringen! —

Carl Stöber. Erzählungen. Gesamtausgabe mit Zeichnungen von Prof. E. Richter. Zweite Auflage. Dresden, Just. Neumann.

Der unverdorbenen Jugend, so wie dem Alter, das keines geistreichen Eugen Sue bedarf, um sich aus seiner Letargie wie ein abgestumpfter Saumen durch assaföditä aufstacheln zu lassen, müssen vorliegende Erzählungen eben so angenehm als nützlich sein. Angenehm nicht allein durch die Sprache, welche, indem sie den Volkston anstimmt, bei ihrer schlichten Klarheit und wir möchten sagen: naiven Reinheit durchgängig das Interesse zu fesseln weiß, sondern auch durch geschickte Darstellungsweise, welche das dem Stoffe nach oft Unbedeutende von neuer Seite eigenthümlich beleuchtet oder diesem im Ganzen ein charakteristisches Gepräge aufdrückt; — nützlich: durch den Geist der Sittlichkeit und Humanität, der diese Erzählungen durchweht. Es liegt uns die zweite solid ausgestattete Ausgabe mit gut er-

fundenen Zeichnungen, von Prof. Richter illustriert, vor, der wir auch in dieser Rücksicht rege Theilnahme wünschen.

Eine Kunstreise und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. Breslau, Urb. Kern.

Wir wünschen dem anonymen Autor Glück zu diesem Werkchen, das, auch wenn es das einzige ist, welches er veröffentlicht, Befähigung rücksichtlich des Talentes wie des Studiums hinlänglich offenbart. Die Fäden, aus welchen der Stoff leicht gewebt ist, laufen Alle in einem Punkte zusammen. Ohne Knalleffecte wird die Spannung bis zum Schluß erhalten theils durch Vorführung von Scenen aus dem Alltagsleben, voll Wahrheit und Lebendigkeit, theils durch ruhige Erzählung, an welche sich manche interessante Bemerkungen und Gedanken knüpfen. Sie offenbaren einen scharfen Blick und ein feines Gefühl für Kenntniß des menschlichen Herzens, in dessen geheime Tiefen nicht jedem zu schauen vergönnt ist. Die vorgeführten Charaktere, glücklich zu einem reichen Bilde innerhalb eines kleinen Rahmens zusammengestellt und wirksam gruppiert, sind entschieden und correct gezeichnet.

9. 2.

Dresden.

Die Kunstausstellung 1846.

(Schluß.)

Noch ziemlich spät und sogar den letzten Tag noch erhielt die Ausstellung eine Bereicherung in zweien von jüngeren Künstlern, Hr. Mühlig und Hr. Schuster, eingesendeten Gemälden, welche sowohl als Belege sehr anerkennungswerthen Fortschrittes beider Künstler, als auch überhaupt mit zu den interessantesten Erscheinungen dieser Ausstellung gehören. — Das erstere, die Aufhebung des am 4. Mai 1521 bei seiner Rückkehr von Worms auf Veranstaltung Friedrich des Weisen nach der Wartburg entführten D. Luther, von Mühlig, etwas früher erschienen, empfahl sich sofort schon auf den ersten Blick als ein in Ton

und Haltung sehr gelungenes Bild, und rechtfertigte diesen stets wohlthuenden, oft freilich auch als einziges Verdienst bloß bestechenden Eindruck, durch eine sehr erfreuliche Uebereinstimmung dieser Tonart mit dem Charakter und der übrigen Durchführung der uns hier vorgeführten Scene. Die Gruppierung, nach der Beurtheilung im Tageblatte etwas breit und auseinandergehend (soll das hier Lob oder Tadel sein?), ist ungezwungen und natürlich; Luther, aufrecht im Wagen stehend, würdig und ruhig, scheint überhaupt nur einen Augenblick überrascht, und nicht lange in Ungewissenheit über die Absicht dieses Ueberfalles zu sein, während seine Begleiter in Sorge und Angst sich in sehr entgegengesetzter Weise geberden und der Fuhrmann verzweifelte Anstrengungen macht, um wo irgend möglich noch zu entkommen. In dieser sehr gelungenen dramatischen Anordnung, de-

ren momentanem Eindruck noch gehoben wird durch die wirklich sichtbare Eile in den geharnischten Reitern und dem Vorgange überhaupt, bezeugt schon an und für sich, so einfach und sich von selbst verstehend sie auch da, wo wir sie fertig vor uns sehen, erscheinen mag, ein entschiedenes Talent. Eben so ist die Technik sehr verdienstlich in einigen, z. B. den Schimmel des vorderen Reiters, vortrefflich zu nennen, und die düstere Stimmung des Landschaftlichen, in welcher sehr treffend und poetisch jenes unheimliche Dunkel einsamen wenig betretenen Waldes geschildert, läßt uns sehr gern die von Anderen ersehnten „fetten Kräuter Thüringens“ vermissen! Demohnachtet findet auch hier eine aufmerksame Beobachtung noch manches zu erinnern, die Zeichnung der Pferdefüße bedarf, namentlich in den Fesseln derselben, noch eines gründlicheren Studiums, und hat dieser Mangel vorzugsweise bei dem Wagen gespann der übrigens vorzüglichen Lebendigkeit der Bewegung einigen Eintrag gethan. In den geharnischten Reitern vermissen wir hin und wieder das richtige Auf- und Anliegen der Rüstungsstücke an dem darunter befindlichen Körper, und wenn wir in dem Ausdruck der Köpfe, wie in der Technik überhaupt, etwas „unentschiedenes anfängerhaft Vängliches“ nicht eben zu beklagen haben, wünschten wir vielmehr in einigen den Ausdruck der, wie schon oben erwähnt, sehr gut gewählten Affecte, namentlich der ihn Begleitenden im Wagen, feiner und weniger outrirt.

Das andere Bild, die Erstürmung einer Batterie von sächsischen Kürassieren in der Schlacht von Borodino, von Schuster, zum letzten Tag der Ausstellung noch eingetroffen, überraschte in gleicher Weise durch einen den früheren Leistungen dieses Künstlers sehr überlegenen Fortschritt. Was wir mitten im Gedränge von dem Bilde gesehen, hat uns diese Ueberzeugung wohl geben können, zu einem weiteren Eingehen jedoch haben wir es hinreichend zu betrachten nicht Gelegenheit gehabt, und mögen nicht jenen kritischen Fischnaturen gleich, einen noch unverdauten Genuß „als Kritik durch die Kiemen fahren lassen“. —

Ganz vorzüglich aber ist uns desselben Künstlers Talent in einem kleineren Bilde: Transport der Gefangenen, erschienen. Dies Bild-

chen ist durch und durch poetische Empfindung, eine höchst einfache natürliche Situation, der Transport zweier zu Fuß durchs Wasser wadender, von Reitern in dem Costüm der Zeit des dreißigjährigen Krieges transportirter Gefangener, allein durch die Benützung aller malerischen Mittel in Luft und Farbenstimmung zu einem so einzigen Accord verschmolzen, daß wir gestehen müssen, gerade diesen Vorzug, welcher dies Bildchen auszeichnet, nur höchst selten gefunden zu haben.

Ein anderes, ebenfalls erst ganz zuletzt zur Ausstellung gekommenes Bild, die Zwergenhochzeit, nach Göthe, von Kamborg, zeigt uns die den schlafenden Grafen umschwärmende Zwergenhochzeit mit oft sehr glücklichem Humor; eines aber ist störend, es fehlt das tertium comparationis, man geräth fast noch unwillkürlicher auf die Vorstellung eines schlafenden Riesen, als ihn umschwärmender Zwerge, ja die Verhältnisse der Architektur im Fenster unterstützen diesen Irrthum. Alle sonst sichtslichen Gegenstände können zu einem Vergleiche nicht dienen, und so müssen wir uns dem unmittelbaren Eindrucke ganz und gar gefangen geben, nur durch ein entschiedenes Näherücken und einem dadurch möglich werdenden deutlichen Maasstab, noch besser aber vielleicht durch Hereinragen von Wein- oder sonstigen Ranken, bekannter Größenverhältnisse, könnte dieser, dem hübschen Bilde wirklich nicht günstige Eindruck beseitigt werden.

Bei Bildern, wie das von Prof. Bendemann, können wir uns nicht aufhalten. Das Bild ist zu sehr bekannt, zu viel schon besprochen und gestochen, und dafür — zu unbedeutend.

Die Arbeiten von Petri, Jacob und Esau versöhnen sich, so wie Fischer's Heimkehr der Genoveva, sind fleißige und, namentlich das erstere, von mancherlei technischer Errungenschaft zeugende Arbeiten, ohne jedoch vor der Hand noch eine besondere selbstständige künstlerische Befähigung oder eine Befreiung von der Fessel des Leitfeiles zu verrathen. Es soll damit nicht etwa ein Tadel, sondern nur eine Charakteristik des Geleisteten, als des der Schule noch streng sich Anschließenden, ausgesprochen sein. —

Unter den Changre-Bildern, deren die Aus-

stellung überhaupt unerwarteter Weise nur wenig und Ausgezeichnetes fast gar nicht bietet, trägt allerdings Brakeleer in Antwerpen mit leichter Mühe den Sieg davon, wir sagten mit leichter Mühe, denn allerdings dürfen wir in diesem Bilde eine besondere sinnige Handlung, eine Schärfe der Charakterschilderung oder sonst dergleichen nicht suchen; es sind eben Bauern, die in einer höchst malerisch gedachten und zusammengestellten Lokalität, und unter einem gleicherweise sehr günstig vertheilten und glänzend vorgetragenen Lichteffect, um einen Tisch sitzend, in ganz gleichem Werthe mit den übrigen leblosen Gegenständen der Darstellung, als Bänke, Krüge, Fußboden, Wandfließchen, holländischem Käse u. s. w., sich befinden, und nur als verschiedenartige Brechungsmittel des Lichtes zu betrachten sind. Diese bescheidene, gemüthliche Freude an malerischer Erscheinung an und für sich zeichnet die Niederländer alter und neuerer Zeit vor Allen aus, und muß ihnen wohl zugestanden werden, daß sie von jeher in der Cultur dieser Naturwahrnehmung das Vorzüglichste geleistet haben. Sehr ungeschickt aber würde es sein, dieses in seiner Weise treffliche Bild als den Prototyp der Changeremalerei den Künstlern unserer Zeit, von denen wir Volksschilderungen in ganz anderem Sinn und Geist verlangen, vorhalten zu wollen. Nächst diesem allerdings technisch sehr hervorragenden Bilde dürfte Wendler's in ganz anderem Sinne gemalte schreckliche Neuigkeit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nur gestehen wir, ist der Künstler fast zu sehr in seiner Schilderung einer fast abstoßend niedrig-philiströfen Komik verfallen, was uns um so mehr leid thut, als derselben Idee ein sehr naheliegendes ganz anderes Thema hätte untergelegt werden können, was zwar das Niedrigkomische entfernt hätte, dafür aber ein Bild voll sehr ernst dramatisch-humoristischer Bedeutung hätte werden können. Wer denkt nicht hierbei der an uns selbst ergangenen schrecklichen Neuigkeiten des vorigen Jahres! Hier handelt es sich nur um die Wirkung, welche des Schulmeisters Mittheilung an eine uns durchaus unbekannte Geschichte macht, die aber allerdings halbsgefährlicher Natur sein muß, wie die Pantomime des Vorlesenden andeutet. Die beste Figur, wegen welcher fast das ganze

Bild gemalt zu sein scheint, ist jedenfalls die des Barbiers, die auch am charakteristischsten und vorzüglichsten gezeichnet ist, während die übrigen Gestalten, mit Ausnahme etwa des Wirthes und Nachtwächters, in diesem Betracht ungleich schwächer genannt werden müssen. Der Kunstverein hat es gekauft.

Abend auf der Alm, von Müller in München, schildert uns das Innere einer Sennerhütte, die Unterhaltung der Bewohner beim flackernden Heerdfeuer; ein Hirtenjunge liest aus dem Eulenspiegel vor, und es giebt sich das Interesse in dem aufmerksam spannenden Ausdruck der beiden Gebirgsbewohnerinnen recht wohl zu erkennen. Die Beleuchtung durch das Feuer des Heerdes ist sehr gut ausgesprochen und macht einen sehr schönen Gegensatz zu der kühlen Alpennacht, die durch die offene Thüre, nach welcher hin der Rauch über den Köpfen der aufmerksamen Zuhörerinnen hinauszieht, sichtbar ist. Das Bild, eine anspruchlose Schilderung aus dem Gebirgsleben im baierischen Tyrol, mit der von Müller schon oft bewährten sicheren Technik vorgetragen, ist ebenfalls vom Kunstverein angekauft.

Der ehrliche Schornsteinfegerknabe, von Niemann, hätte ein recht vorzügliches Bildchen werden können, wenn der Künstler auf das Studium der einzelnen Figur, namentlich des Kopfes, denselben Fleiß hätte verwenden wollen, welchen er in vielen der Nebensachen an den Tag gelegt; überhaupt ist eine gewisse technische ungleichmäßige Behandlung diesem Bilde nachtheilig. Der fast in französischer Manier behandelte Lichteffect im Hintergrunde harmonirt nicht mit der sauberen Ausführung des Tisches und der darauf befindlichen Gegenstände, und eben so erscheint die Behandlung des Knaben der erstgedachten gegenüber fast dürftig. Der Gedanke aber ist ansprechend, auch Vieles in dem Bilde sehr fleißig ausgeführt, und so wird ihm denn wohl das Königreich nicht entgehen, welches dem Künstler von anderer Seite her für einen Gedanken versprochen worden. Der Kunstverein hat ihm einstweilen nur eine kleine Entschädigung durch Ankauf des Bildes bieten können. Köhler's häusliches Stilleben, ebenfalls vom Kunstverein angekauft, entbehrt zwar eines freien künstlerischen Vortrages und giebt eben auch

in der Wahl, in der fast spießbürgerlichen Poesie seines Vorwurfs, keinen Anlaß besonderer Beachtung, doch finden wir bei näherem Eingehen eine allerdings anzuerkennende sorgfältige Durchführung und gefühlte Zeichnung des Einzelnen, die eben nur jenes, die Gesamtwirkung überblickenderen freieren Gebahrens mit den Mitteln der Darstellung bedarf.

Eine Kinderscene, von Brückner, wenn auch hier und da noch viel Unbeholfenheit verrathend, ist dennoch eines wahrhaft verdienstlichen Strebens wegen anerkennungswerth und verräth ein nicht unbedeutendes Talent für lebendige Auffassung, die nur hin und wieder in das Grobmaterielle ausschweift und einer ästhetischen Verfeinerung des Vorstellungsvermögens bedarf. Beide Bildchen sind ebenfalls Eigenthum des Kunstvereins geworden. —

Ein Kuhstall, von Kleinig, Schüler des Professor Richter, verdient als erstes Bild des jungen Künstlers die Auszeichnung, die ihm durch Ankauf ebenfalls geworden.

Wir gehen nun zu den Landschaften über und müssen hier vor Allen der Meeresbrandung an Norwegens Küste, von Prof. Preller in Weimar, Erwähnung thun. Diese jedenfalls „vollkommene Landschaftscomposition“, und keineswegs „nur ein Stück Landschaft“, ist so durch und durch voll poetischer Empfindung und von einer so meisterhaften Technik, die zu erkennen wohl eben keine große Kenntniß, sondern nur einigermaßen gesundes Auge fordert, daß wir über diese erstere gar nichts weiter sagen wollen. Allein den Irrthum, als wäre diese Landschaft bloß ein Stück Natur, ein Steinchen im Wasser, eine Art Studie u. s. w., müssen wir denn doch entschieden ablehnen, eben so, daß die Poesie des Bildes in dem zerbrochenen Mastbaume liegt, für dessen Unterordnung mit richtigem, künstlerischem Takt wir dem Künstler noch besonders danken. Die Poesie des Bildes liegt in der Luft, im Lichte und Spiele der Wolken, in der nur wie eine Abhdung durch dieselben schimmernden fernen Küste, deren Vorhut dieser gewaltige Felsen bildet, oder ist vielleicht die Küste gar nicht gesehen worden? Es ist die ganze imposante Küste Norwegens in einem die drohende Gestaltun-

ger tausend und abertausend Klippen zeigenden vorgestreckten Repräsentanten, ist das keine Landschaftscomposition? Preller ist überhaupt der Mann nicht, der sich mit Landschaftsblicken begnügt, ein jedes seiner Werke trägt den Stempel echt künstlerischer Durchbildung und poetischen, meist großartigen erhabenen Erfassens der Natur.

Vortrefflich, von einer fast eben so bewundernswerthen Technik, sind die italienischen Landschaften von Hummel, irre ich nicht, ein Schüler Preller's, doch aber ist dieselbe hier nicht in so inniger Verbindung mit der geistigen Auffassung der Landschaft, fast überwiegend, und deshalb hin und wieder wie absichtlich sich zeigend, störend. Eine so fertige Technik ist augenblicklich übergetreten in das Gebiet der Manier, sobald sie der Hingebung an die Natur auch nur im geringsten vergiftet, und ein Fortschreiten in dieser Weise kann sogar alle frühere feinere Empfindung abtumpfend, in der gewohnten Routine fortfahrend, der Weg zur vollkommen gehaltenen Decorationsmalerei werden. Weit entfernt, in den trefflichen Bildern Hummel's einen Vorwurf dieser Art schon begründet zu finden, haben wir diese Gelegenheit nur benutzen wollen, auf die Gefahren einer ausschließlich technischen Richtung aufmerksam zu machen.

Zimmermann's kühnes Wagstück: „Sonnenuntergang“, ist ein Werk wahrhaft genialer Kraft, mag es immerhin „eine zerrissene geschmacklose Composition“ genannt worden sein, wir haben an andern Urtheilen gesehen, was davon zu halten sei! — So viel ist gewiß, in diesem Falle ist der Beurtheiler zu entschuldigen, denn absichtlich hätte man ein Bild nicht unpassender, verstandloser aufstellen können, als es sich dies Bild, was das vollste, klarste Licht verlangt, in einen dunkeln Winkel gedrängt, auf unserer akademischen Ausstellung hat müssen gefallen lassen. Es liegt ja doch wohl auf der Hand, daß ein Bild, was durch bis an die Grenze der Lüge gesteigerte Gegensätze von Hell und Dunkel einen solchen Lichteffect durch materielle Pigmente erzielt, des die Substanz der Farbe durchdringenden möglichst klaren Lichtes bedarf, je mehr in's Dunkel gerückt aber nur helle und dunkle Flecke produciren wird. Dies Bild hat auf der Ausstellung in seinen Vor-

zügen und Mängeln von Niemand richtig gewürdigt werden können, deshalb schweigen wir darüber bis zu gelegener Zeit. Dagegen hat eine Landschaft von Goldstein: Montblanc im Chamonthal, Gnade vor den Augen des Herrn gefunden, und er läßt daher den Schnee dafür ruhig liegen, den Goldstein in einem etwas allzu steilen Winkel seinem Montblanc aufgebürdet. *Suum cuique!* — Kummer's Gebirgssee im Nebel. Man kann nicht Allen genügen, für uns ist das Bild ein, wenn auch nicht durchgängig, doch zum größten Theil und namentlich in seinem Wasser und nieseler Luft, mit dem durch den Schleier der Nebel brechenden Licht, nicht nur eine wahre, sondern auch poetisch wirkende Schilderung der Natur; für Anderer Verlangen wird es ja Kummer's „gewandter Technik“ leicht werden, „wiederkehrenden Wellenschlag“ in einen verkehrten umzuändern. Eben so sind auch Kummer's übrige Bilder, namentlich die drei kleineren, von einer eben so richtig empfundenen Anschauung der Natur ausgegangen, als in der Technik gewandt und tüchtig behandelt.

Dehne's Ernte auf der Höhe, ein Bild, entsprungen der freilich, wie es scheint, nicht Allen verständlichen Poesie heimischer Natur; auch so ein Stückchen, wo der Künstler bemüht war, „der Natur ihre trüben Tage abzulassen“. Lassen wir das gut sein, eben weil die Natur durchgängig poetisch, sind es auch ihre trüben Tage. Bei der Betrachtung Nuisdal's scheint man das hin und wieder zugeben zu müssen! — Dehne's Bild ist ein, in der Luft und Ferne namentlich, höchst fein empfundenes Bild abendlicher Naturstimmung. Der Vordergrund, die zu gleich und ohne Abstufung nach hinten gefärbte Wiese ist allerdings minder gelungen, das Bild aber eine „schmutzige unklare Landschaftsdarstellung“ zu nennen, ist — im Grunde auch gut, man weiß desto leichter, was man von solchem Urtheil zu halten hat.

Bapperig, dessen italienische Landschaft in jener Beurtheilung mit „speckigem Rauchton und unsichern Dunst“ überzogen wird, der auf der heimatlichen Erde sogar in schimmliche Färbung übergeht, wird sich darüber wohl auch zu trösten wissen, wenn wir ihm in Erinnerung zurückrufen,

daß Claude Lorrain von diesem schwebenden Dunste in der römischen Campagne oft auch einen recht guten Gebrauch gemacht, und daß keine „räucherige Brille“, sondern nur ein aufmerksames Auge dazu gehört, um zu bemerken, daß Italien nicht bloß klare Lüfte charakteristren. Mit Allem können wir uns freilich auch nicht in Bapperig's Bildern einverstanden erklären, und finden namentlich in dem kleineren eine allzutrockene Alltäglichkeit der Auffassung.

• Ein sehr schönes Bild von Müller: Mühle an einem Gebirgsbach, von trefflicher, vielleicht nach hinten zu allzusorgfältiger Ausführung, wodurch es am Zurücktreten der Gegenstände zu mangeln scheint. Eine Winterlandschaft von demselben, eine desgleichen von Leibold, eine Mondlandschaft, Dresden von Castell, mehrere größere und kleinere von Nitschke, als eine Waldlandschaft* von sehr tüchtiger Durchführung und trefflichem Studium, gehören zu den besseren Leistungen jüngerer Künstler.

Meister Dahl hat in zwei sehr verschiedenartigen Vorkürsen, dem Hasen von Kopenhagen in Mondschein und einer norwegischen Gegend mit einem Wasserfall, seine Meisterschaft zwar nicht zur Zufriedenheit Aller, wie geschrieben steht, aber denn doch immer bewährt. Die Partie aus dem Hasen von Kopenhagen scheint uns den Vorzug zu verdienen, namentlich was Haltung des Ganzen anbelangt; die obere Luftpartie will uns jedoch etwas gar zu flüchtig erscheinen. —

Wir sind am Ende, obschon noch Mancherlei zu sagen wäre, jedoch die Ausstellung ist geschlossen, und so schließen wir diese ohnehin ohne unser Verschulden etwas post festum gekommene Erinnerung an dieselbe.

R. M.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Septbr. 7. Zum ersten Male: Halifax, oder das goldene Halsband. Lustspiel in 4 Acten nach

Alex. Dumas, von G. Kettel. (Der französische Dramatiker hat auch bei der sonstigen größten Mittelmäßigkeit seiner Producte in der Regel Anspruch auf Anerkennung gewisser nationaler Vorzüge in seinen Werken; eine gewisse gefällige Leichtigkeit und Gewandtheit in der Anlegung des Ganzen, eine wenn auch oberflächliche und nur zu häufig an die Karrikatur streifende, doch fast durchgängig günstig aufgegriffene, wirksame Charakteristik in den Personen und Verhältnissen, eine runde, prägnante Sprachweise, Alles das sind Eigenschaften, die man selten in einem französischen Bühnenstücke gänzlich vermißt, am wenigsten aber in einem Bühnenstücke zu vermissen fürchtet, das einen der ersten französischen Dichternamen des Tages und den Namen eines Bühnenkundigen deutschen Bearbeiters an der Stirn trägt. Dennoch ist uns lange kein Stück vorgekommen, das sich so durch und durch dürftig gestaltet hätte, als „Halifax“; es gehört überdies zu der einzig unzulässigen Dichtungsgattung, zu der langweiligen, und die dormalige Regie (Hr. Dittmarsch) hat auch hier wieder seine Beharrlichkeit in Vorführung durchaus verfehlter Producte mit anerkennenswerther Consequenz bekundet. Unter solchen Umständen kann es sich auch nicht um ein tieferes Eingehen auf die Einzelheiten des Stückes und der im Ganzen fleißigen Darstellung handeln. Die Haupt- und Titelrolle war in Hr. Heese's Händen, von dem wir allerdings bei etwaiger Wiederholung des Stückes

eine leichtere und jovialere Handhabung des Bonvivants Charakters des Halifax fordern müßten. Eine gewisse Schwerfälligkeit in der ganzen Anlage seiner Darstellung ließ die Schwächen des Ganzen noch greller hervortreten.) — 8. Die weiße Dame. Oper. — Georg, Hr. Flinzer, vom Königsberger Stadttheater, als Gast. (Die letzten Monate haben uns von Zeit zu Zeit Gastspiele im Gebiete der Oper gebracht, bei denen es in der Regel um mehr oder minder mißglückte Versuche sich handelte, Sänger von auswärtigen kleinen Theatern zur Geltung zu bringen, die sie ihren Mitteln nach hier nimmermehr erlangen können, und so ist es auch in der Regel bei ein oder zwei Rollen geblieben. Leider handelt es sich dabei zugleich um Engagements, namentlich an die Stelle des nach Breslau abgegangenen Tenoristen, Hrn. Schloß. Es ist jedoch weder der Kritik noch dem Publikum die Last zuzumuthen, bei derartigen Versuchen sich näher zu betheiligen; es wird vielmehr hier ausreichen, die betreffenden Namen aufzuführen und nur hervorragendere Erscheinungen mehr oder minder ausführlich zu erwähnen, denn auch jetzt scheint dieses Probieren, wie wir es nennen möchten, noch nicht zu Ende.) — 9. Auf dem Eincke'schen Bade: Der Vorsatz. — Graf Bücklin. — 10. Norma. Oper. — 11. Ich gehe auf's Land. — 12. Alessandro Stradella. Oper. — Barbarino, Hr. Raps, vom Stadttheater zu Hamburg, als Gast.

F e u i l l e t o n .

Auf dem Dresdner Hoftheater wird nächstens die neue Oper Halevy's: „Die Musketiere der Königin“, in Scene gehen.

Die unzuverlässigsten Menschen sind die Maler; sie malen allen Leuten Etwas vor und verstehen sich auf das Vertuschen. Die Faulsten sind die Soldaten; wir lesen nichts Anderes von ihnen, als: da stehen sie, da liegen sie. Die Kränksten sind die Cassirer; sie müssen immer einnehmen. Die Leidenschaftlichsten sind die Musikanten; sie können das Spielen nicht lassen. Die schwächste Verdauung haben die Buchhändler; sie vertragen, obgleich das Fleisch so sehr zart ist, nicht einmal die Krebse.

Ein Chinesischer Philosoph ermahnt die Ehemänner, in Unterweisung ihrer jungen Frauen nicht zu ermüden,

und schließt mit der Bemerkung: „Affen können dahin gebracht werden, Kapriolen zu schneiden; Hunde, eine Mühle zu treiben; Ratten, eine Walze zu ziehen, und Papageien, Verse zu sprechen. Steht demnach unleugbar fest, daß Vögel und Thiere Menschliches begreifen und vollbringen können, warum nicht junge Frauen, die doch — deutlich bei Lichte besehen — am Ende auch Menschen sind.“

Die meisten Menschen hätten mehr Herz, wenn sie weniger Magen hätten.

Die „Times“ erzählt folgende Anekdote von der alten, fast hundertjährigen Madame *** in Frankfurt a. M. Die alte Frau war unwohl und stritt mit ihrem Doctor über die Unzulänglichkeit seiner Mittel. „Was wollen Sie aber nur?“, sagte der Heilkünstler;

„wir können Sie leider nicht jünger machen.“ — „Sie mißverstehen mich,“ sagte die Matrone; „ich will ja auch nicht, daß Sie mich jünger, sondern daß Sie mich älter machen.“

Ein Freund sagte zu Voltaire, daß er seinen Körper durch Arbeiten und vieles Kaffeetrinken zu Grunde richte. „Thut nichts,“ antwortete Voltaire, „ich bin todtgeboren.“

Ein Reisender kam sehr ermüdet in ein Gasthaus, und da alle Betten bereits besetzt waren, blieb ihm nichts Anderes übrig, als auf dem Billard zu schlafen. Den andern Tag mußte er 2 Thaler bezahlen; denn da der Gebrauch des Billards die Stunde 6 Groschen koste, er aber von 11 Uhr Abends bis 7 Uhr früh darauf gelegen habe, so mache dies 2 Thaler.

Kräftige Phantasie. „Soldaten,“ sagte zur Zeit Friedrich's des Großen ein preußischer Offizier zu seinen Untergebenen, „eure Haare müssen morgen so blank geschmiert sein, daß die Sonne aufzugehen sich schämt, und die Zöpfe müssen so fest gebunden sein, daß eure Läuse weinend durchkriechen.“

Stolz kostet uns mehr als Hunger, Durst und Kälte.

Was ein Soldat ohne Bart, ja was ein Löwe ohne Mähne und Gebrüll, das würde ein Matrose ohne Fläche sein. Ein Reisender, welcher Holland besuchte, theilt uns einige kraftvolle, originelle Verwünschungen der Matrosen mit. „Gott soll dich ewig mauleseln.“ „Gott soll dich durch den Mond donnern, daß dir die Sterne an der Seele hängen bleiben.“ „Ich wünsche, daß dir der Teufel mit einem Messer in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen schälte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammniß zu leuchten.“

Der türkische Sultan hat sich in Paris zwei Stöcke fertigen lassen, Spazierstöckchen, die nicht weniger als 30,000 Piaster kosten. Sie sind von Elfenbein, über und über mit den zierlichsten Schnitzereien geschmückt und mit einem großen Knopf von Gold und Emaille versehen. Drückt man an einer Feder am Knopfe, so löst sich der Stock ab, und der Knopf wird der Griff eines scharfen Dolches, der im Stocke verborgen war.

In einer Gesellschaft heiterer Künstler und Künstlerinnen citirte ein junger Mann den bekannten Vers von Virgil:

„Timeo Danaos et dona ferentes.“

Ein junger, gelehrtsinwollender Blaustrumpf sagt zu seinem Nachbar mit vieler Geschäftigkeit: „Ich verstehe

den Anfang des Verses vollkommen: Timeo, ich fürchte, Danaos, die Dänen; nur vermag ich nicht zu begreifen, was die Spanierin Donna Ferentes zum Siege der Griechen beitragen könnte.“

Eine Berliner Tabakhandlung verkauft gegenwärtig Polka-Cigarren, eine neue Art Cigarren, bei denen man weder Stahl, noch Schwamm, noch Streichhölzer zum Anzünden braucht. Will man sie in Brand setzen, so streicht man nur das untere Ende an einem harten Gegenstand und hat augenblicklich eine brennende Cigarre.

In Venedig, wo die astronomische Regulirung der Uhren wegen der Schifffahrt besondere Wichtigkeit hat, ist ein Plan des Professor v. Wüllersdorf im Werke, um sämtliche Thurmuhren der Stadt gleich zu stellen. Wüllersdorf will auf der Stadt eine astronomische Uhr aufstellen und diese mittelst Drahtfäden, welche in mit Pech gefüllten Röhren durch die öffentlichen Gärten und die Riva degli Schiavoni laufen, mit dem Markstürme in Verbindung setzen, wo eine elektrische Batterie anzubringen wäre, von der sich der elektro-magnetische Strom, gleichfalls durch Drahtverbindung, den Uhren aller übrigen Thürme mittheilen würde. 25.

Christoph Hilf. Der Webermeister Hilf im Grenzörschen Elster im Voigtlande (nahe bei Adorf) bildet mit seinen Söhnen eines der besten Dorfmusikchöre und rivalisirt mit den bekanntlich berühmten nahen böhmischen „Musikbanden“ dergestalt, daß er weit und breit gesucht ist und sogar nicht selten bei Tanzfesten aufspielen muß, wo edleres, als Bauernblut, in Walzung zu gerathen geruht. Möglich, daß diese Musikerfamilie die musikalische Lust des nur zehn Minuten von Elster entfernten Böhmens angesteckt hat, da das Voigtland, das obere wenigstens, trotz der so zahlreich daselbst entstehenden Geigen, Hörner und Flöten, wenig Sinn für Musik zeigt. Trotz dem waren schon längst einige gebildete Männer jener Gegend auf Hilf's ältesten Sohn, Christoph, aufmerksam, welcher seinen Vater als Gesell auf dem Webstuhle, wie als erster Geiger auf dem ländlichen Orchester unterstützte. Derselbe hatte jedoch schon als Knabe die Aufmerksamkeit eines tüchtigen Dilettanten auf der Violine, des Zollamtspraktikanten Grimm im böhmischen Grenzdorfe Kostbach erregt, welcher demselben den ersten Unterricht in der Bogenführung freiwillig erteilt hatte. Sein eben so reines als sicheres Spiel ließ wohl den Kenner das in ihm schlummernde Talent ahnen; allein die Mahnung, welche jene Männer an seinen Vater ergehen ließen, er möge das Talent seines Sohnes schulmäßig weiter ausbilden lassen, fanden lange Zeit kein Gehör, „weil er den Gesellen nicht bei der Arbeit und den Fiedler nicht auf den Tanzböden entbehren könne“. Doch vermochte man den alten Mann, dem Knaben Unterricht in den Anfangs-

gründen der Theorie der Musik ertheilen zu lassen, wozu sich der Organist Horlbeck in Adorf — ein eifriger Freund und Beförderer der Musik — mit Freuden bereit erklärte. Endlich gelang es auch diesem und den übrigen Männern, die sich für den armen Webergesellen interessirten, die Bedenken des alten, weltunkundigen Hilf so weit zu beseitigen, daß er den Sohn, besonders mit Empfehlungsschreiben von Todt ausgestattet, nach Leipzig wandern ließ, wohin er einen Schüler des Kleinschen Seminars, Köhler, begleitete, welcher dort ein Engagement als Tenorist beim Theaterchore suchte und fand. Dieser erste Austritt Hilf's in die Welt fand im Jahre 1838 statt. In Leipzig stellte er sich dem Concertmeister David vor, der sich Etwas von ihm vorspielen ließ und ihn mit kurzen, wenig Hoffnungen erweckenden Worten wieder zu sich bestellte. Als sich Hilf hierauf, noch schüchtern und verzagter, wieder einstellte, erschrak er nicht wenig, als er daselbst einen Kreis von Musikern — unter ihnen Mendelssohn — vorfand, welche neugierig seinem Spiele lauschten. Aber wie hüpfte dem armen Webergesellen das Herz im Leibe, als der lebhafteste Beifallsruf seinem etwas ängstlichen Spiele folgte; wie fühlte er sich als einen gemachten Mann, als David ihm sofort unentgeltlichen Unterricht und sonstige materielle Unterstützungen bereitwilligst anbot. Nicht lange wahrte es, so brachte ihn David in das Theaterorchester und bald auch in das des Gewandhausconcerts. Hier hielt er aus bis 1841, als ihn, der auch in Leipzig das einfache Naturkind geblieben war, das Heimweh der Bergbewohner in's Voigtland zurück lockte. Hier aber verlängerte er — was wir freilich als einen Fehler jugendlichen Leichtsinns nicht entschuldigen mögen — seinen Urlaub willkürlich, so daß sich die Leipziger Concertdirection endlich genöthigt sah, ihm zu kündigen. In jener Zeit hatten wir Gelegenheit, den Künstler zu wiederholten Malen zu hören, und wir gestehen, daß wir schon damals eine technische Vollendung seines Spiels wahrnahmen, die uns, im Rückblick auf seine kurze künstlerische Schulzeit, staunen machte. Aber besonders hinreißend war das Innerliche seines Spiels, selbst sein Vortrag — die Töne quollen ihm rein und rührend aus dem ungetrübten Borne der Seele. Sein Spiel hatte etwas so Zartes, Jungfräuliches, Naives, daß es nichts als eine Aussprache seines eigenen, lebenswürdigen Charakters zu sein schien. Geschmack in der Wahl der Compositionen zeigte sich schon damals, indem er nur ungern an den effecthaschenden Klingklang ging, dagegen am liebsten und mit wahrer Pietät die seelenvollen Compositionen Beriot's und andere gediegene

Sachen vortrug. — Doch schon im folgenden Jahre (1842) riß sich unser Landsmann aus seiner Stillstandsfrankheit heraus und folgte dem ehrenvollen Rufe Spohr's, welcher ihn im Orchester des Kasseler Hoftheaters bei der ersten Violine (zugleich für Solos) anstellte. Hier hat nun Hilf der trefflichen Schule, die ihm zu Theil geworden, alle Ehre gemacht und sich zur rechten Hand seines Meisters hervorgearbeitet. — Wir haben Hilf vor Kurzem in seiner Heimath, die er während seines Sommerurlaubs ausschließlich zu besuchen pflegt, wieder und zu öfteren Malen spielen hören. Natürlich hat sich die Sicherheit und Reinheit seines Spiels vermehrt, sein Strich aber an Kraft und Lebendigkeit gewonnen, welche sich vorzüglich im Humor auf das Vortheilhafteste geltend machte. Besonders häufig erfreute er seine Zuhörer, im Verein mit dem Clavierpieler Enke aus Leipzig, mit Beethoven'schen Duettsonaten. Auch bewies er sich nach wie vor trefflich im firmeren, gesangmäßigen Vortrag, obwohl wir einen besonderen Fortschritt hierin nicht wahrnehmen konnten und es uns scheinen wollte, als habe das Orchesterspiel einen (leider oft bemerkbaren) nicht ganz günstigen Eindruck auf seine individuelle Empfindungsweise ausgeübt. Möglich, daß Hilf hierin selbst einen Widerstand gegen die tiefinnersten Ergüsse seines so reichen Gemüths bemerkt, und deshalb, bei erlangter technischer Vollendung, wieder auf eigenen Füßen zu stehen wünscht. — Wie schon gesagt, zieht es den gutmüthigen Voigtländer, den wackeren Sohn alljährlich in die heimathlichen Berge, in das elterliche Haus, wohin er seinen unbemittelten Eltern in kindlicher Dankbarkeit beträchtliche Unterstützungen — nicht ohne eigene Opfer — mitbringt. Dabei besitzt der wackere Künstler — und wer schätzt einen solchen nicht höher, wenn man zugleich in ihm den Menschen lieb gewinnen muß? — eine lebenswürdige Einfachheit und Bescheidenheit, zeigt aber zugleich in seinen künstlerischen Leistungen eine Liberalität, daß man recht deutlich sieht, wie er die Kunst um ihrer selbst willen treibt, um sein und seiner Hörer Herz damit zu erquicken und zu beleben. — Wir wollten mit diesen wenigen Bemerkungen den jungen Künstler nicht etwa par force berühmt machen, sondern uns nur verstaten, die Aufmerksamkeit des Publikums, vorzüglich des sächsischen, auf denselben zu lenken, weil er es verdient und weil er unser Landsmann ist und ein solcher bekanntlich oft am längsten da unbekannt bleibt, wo er zu Hause. Uebrigens können wir hoffen, daß sich Hilf im Laufe dieses oder spätestens des nächsten Jahres in Leipzig und Dresden öffentlich hören lassen wird. A. G.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.